Neue

Deutsche Zeitbilder.

Dritte Abtheilung:

Elisabeth Neumann.

Roman in drei Bänden.

Dritter Band.

Bremen.
Verlag von A. D. Geisler.

1852.

Eliſabeth Neumann.

Dritter Band.

Bremen.

Verlag von A. D. Geisler.

1852.

V.

Das ſtille Thal.

Ein reizendes Landhaus lag in einem lieblichen Thale.

Das Landhaus war hell und freundlich aufgebaut, nach Art eines Schweizerhauſes. Es war einſtöckig. Eine Treppe von wenigen Stufen führte in den Stock. Man gelangte, wenn man die Treppe erſtiegen hatte, in ein artiges Vorhaus, in welchem vier Thüren einander gegenüber lagen. Die eine war die Eingangsthür, durch die man eingetreten war. Die zwei Thüren rechts und links führten in Gemächer. Die der Eingangsthür gegenüberliegende Thür führte in einen Gartenſaal.

Wie die Bauart, ſo zeigte auch die Einrichtung des Hauſes Wohlhabenheit und Geſchmack, ſelbſt eine gewiſſe Eleganz.

Die Treppe, auf der man hineingelangte, war von fein durchbrochenem Gußeiſen. Von demſelben Metall war das Geländer, das ſie zu beiden Seiten umgab. Blanke meſſingene Knöpfe zierten das Geländer.

In die regelmäßigen, mit einfachen Möbeln verſehenen Zimmer leuchteten hohe und breite Fenſter mit den klarſten Spiegelſcheiben hinein.

Das Vorhaus und der Gartenſaal waren mit ausgeſuchten und ſeltenen Exemplaren der einheimiſchen und auswärtigen Flora geſchmückt. Die Außenſeiten der Mauern des Hauſes waren bedeckt mit Spalieren von Weinreben, von Pfirſichen, Aprikoſen und Aepfeln.

Aus dem Gartenſaale führte eine Flügelthür zu einer kleinen Treppe, ganz ähnlich der, auf der man in das Vorhaus gelangte. Die Treppe führte in den Garten.

Das Haus lag in der Mitte eines großen, ſchönen Gartens, der nach allen Seiten hin ſich ausbreitete. Auch die Auffahrt zu der Eingangsthür des Hauſes, und der mit feinem, feſtem Kies bedeckte Fahrweg, der in der Auffahrt endete, führten durch den Garten, bis dahin, wo dieſer an die vorbeilaufende Landſtraße grenzte.

Der Garten, in dem das Landhaus lag, umgab einen nicht ſehr hohen, ſanft und weit, faſt rund nach allen Seiten hin abſteigenden Hügel. Auf der Mitte und Spitze des Hügels lag das Haus.

Der Hügel befand ſich beinahe in der Mitte eines weiten, faſt runden Thales. Es war ein ſchönes Thal, in welchem der Hügel lag.

Nach drei Seiten hin war es von hohen, waldigen Bergen umgeben. Nach der vierten Seite, nach Westen zu, platteten diese Berge sich allmälig ab, so daß sie gleichsam in eine Hochebene ausliefen. Die Fläche des Thales wechselte mit Aeckern und Wiesen, mit niedrigem Gebüsch und hoher Waldung, die sich mannichfach an die Waldungen der Gebirgsrücken anschloß. Nach der Hochebene zu lag ein freundliches Dorf mit hellen Häusern, rothen Dächern und einem spitzen Thurme von blauem Schiefer.

Eine wohlunterhaltene Landstraße führte von Osten nach Westen fast mitten durch das Thal, und fast mitten durch das Dorf.

Mehrere kleine Bäche, von den Bergen ringsum herabrieselnd, durchliefen in Schlangenwindungen nach den verschiedensten Richtungen die Wiesen und die Gebüsche, und mündeten dann in einem größeren und breiteren Bach, der von der Hochebene her fließend, sich nach Osten hin ergoß um dort, eine Bergesschlucht durchbrechend, jenseits des Thales in einem namhaften Strome sich zu verlieren.

Die Treppe, die aus dem Gartensaale in den Garten des Landhauses führte, lag an der Südseite des Hauses. Sie führte unmittelbar auf einen freien Platz, der von dem Hause abwärts einen Halbzirkel bildete. Dieser Platz war mit feinem, gelbem Sande

bedeckt, und durch eine Menge Beete von grünem Raſen oder von friſchen Blumen in den mannichfaltigſten und anmuthigſten Formen durchſchnitten. Zwiſchen den Beeten ſtanden einzelne Bäume, mit hohem und breitem Geäſte. Zu jeder Seite der Treppe, noch unter dem weit herüberhängenden Sweizerdache des Hauſes, ſtand ein Tiſch, umgeben von Gartenſtühlen und Bäunen.

Man hatte von dieſem Platze aus die Ausſicht in mehr als drei Viertheile des ſchönen Thales. Man überſah deſſen ganze Länge von Oſten nach Weſten, und die ganze Südſeite. Nur die Nordſeite war durch das Haus verdeckt. Den Bäumen, die auf dem Platze ſtanden, war ihr niedriges Zweigwerk genommen; ſie konnten mithin nirgends die volle Ausſicht hemmen. Die übrigen Bäume und die Hecken und Stauden des Gartens waren erſt an den unteren Abhängen des Hügels angebracht, ſo daß auch ſie nirgends der freien Ausſicht in den Weg traten. Man ſah über ihre Aeſte und Zweige hinweg, ſo wie bei jenen Bäumen der Blick ſich frei unter ihren Aeſten und Zweigen her bewegte.

Man hatte den vollen Blick in die hohen Berge, die das Thal einfaßten; ſie lagen ſo nahe vor Einem, daß man hätte meinen ſollen, man könne ſie mit den Händen greifen. Man ſah jede ihrer Schluchten,

ihrer Spitzen; man ſah ihre Zacken, ihre Felſen, die Gruppen ihrer Bäume; man glaubte das Moos zwiſchen den Zacken und Felſen, die Kräuter und Schlingpflanzen unter den Bäumen zu ſehen. Man verfolgte den Lauf des breiten Baches, der an dem Rande des Gartens vorbeirauſchend, der Schlucht der Berge nach Oſten zueilte. Man gewahrte links, nach Weſten, über dem Rücken der Hochebene zwei oder drei Thürme einer Stadt, die in der Entfernung mehrerer Meilen von dem Thale lag. Dieſſeits des Rückens der Ebene, zu den Füßen des Gartens, lag das freundliche Dorf mit ſeinen rothen Dächern und ſeinem blauen Kirchthurme. Die letzten Häuſer des Dorfes waren nur durch den Bach von dem Garten geſchieden.

Es war ein ſonniger, warmer Aprilnachmittag. Er bot die anmuthige Ausſicht des Platzes doppelt reizend dar. Der Raſen der Beete glänzte in dem erſten, reichen Grün des Frühlings: die Blumen der Beete entwickelten die volle Pracht und den ganzen Balſam der erſten Blüthen des Jahres. Von den Spalieren an der Mauer des Hauſes leuchteten in ſeltener Ueppigkeit zwiſchen den wenigen grünen Blättern die rothe Blüthen der Aprikoſen und die weiße der Pfirſiche. Die Ranken der Weinrebe nebenan zeigten ſchon die braunen Schößlinge ihrer Blätter. Weiter unten,

im Garten war alles wie überſäet von den weißen Blüthen der Pflaumen und Kirſchen, zwiſchen denen, wenn auch die Blumen des Schmuckes der Blätter noch meiſt entbehrten, die grünen Hecken um deſto anmuthiger hindurchſchimmerten.

Jenſeits der Bäume und Blüthen und Hecken leuchtete das Dorf. Sein Anblick war der anmuthigſte, der reizendſte. Es iſt an ſich etwas ſo Einfaches, ſo Gewöhnliches, ein Haufen von Bäumen mit weißen Blüthen, und dazwiſchen einige rothe, oder gelbe oder grüne Flecken, die durch Dächer, Mauern, Jalouſien oder dergleichen gebildet werden. Und doch wie gern ſchwelgen Auge, Geiſt und Herz in dieſem Anblicke. Welche Menge von ungewöhnlichen Gedanken, von ſüßen Gefühlen führt dieſer einfache Anblick der ſchneeweißen Kirſchblüthe, ſich wiegend über den hellrothen Dächern vor den grünen Jalouſien, an der gelben Mauer in unſere Seele! Wie erhebt er unſren Geiſt, wie tröſtet, erquickt und ſtärkt er unſer Herz!

Ueber alles, was in dem Thale war, erhoben ſich die hohen, zackigen Berge. Nur erſt das niedrige Buſchwerk und die Pflanzen am Boden waren mit Grün bekleidet. Die hohen Eichen und Buchen ſtanden noch nackt und kahl da, und die Strahlen der Sonne drangen noch ungehindert bis in die Klüfte

und Ritzen des Gebirges, um ihre belebende und befruchtende Wärme den Stauden und Mooſen zu geben, deren ſie ſpäter von dem Laube der rieſigen, weithin ſchattenden Bäume entzogen wurden.

In der Ferne ſchimmerten im Sonnenglanze die Thürme der Stadt. —

Auf dem Platze vor dem Gartenſaale ſaßen zwei Frauen. Sie waren Beide jung; ſie waren Beide ſchön, wenngleich die Schönheit der Einen eine ganz verſchiedene von der der Anderen war. Die Eine trug die Kleidung der höheren Stände. Die Andere war gekleidet wie eine Bäuerin; wahrſcheinlich mochte ein eigenthümlicher Schnitt der Kleidung oder ein eigenthümliches Weſen des Frauenzimmers die Schuld tragen, man konnte bei ihrem Anblicke ſich ſchwer dazu entſchließen, ſie für eine Bäuerin zu halten.

Die Dame ſaß auf einer Bank vor einem der Tiſche zur Seite der Treppe. Die Bäuerin ſaß vor ihr auf einem Stuhle.

Beide waren mit weiblicher Arbeit beſchäftigt; die Dame am Stickrahmen, die Bäuerin an einem einfachen Strickſtrumpfe.

Beide waren nicht fröhlich, nicht heiter. Sie ſahen ernſt und ſchwermüthig, die Eine auf den Stickrahmen, die Andere über ihren Strickſtrumpf hinweg in die Schluchten und Zacken der Berge.

Sie ſaßen ſchweigend.

Die Dame erhob ihr Auge von dem Stickrahmen. Das Auge fiel auf die Bäuerin, die vor ihr ſaß. Es blieb zuerſt forſchend, dann ſinnend auf dem feinen Geſichte in der groben Tracht ruhen.

Was ſucht dein Auge in den Bergen, Eliſabeth? fragte die Dame.

Die Gefragte fuhr auf, wie aus einem Traume.

In den Bergen? entgegnete Eliſabeth Neumann. Oh nichts! Was ſollte ich in den Bergen ſuchen?

Du ſtarrteſt tief ſinnend hinein. Aber freilich, ich hatte auch wohl Unrecht. Deine Sehnſucht trug Deinen Blick weiter über die hohen Gipfel hinüber, oder durch die ſtarren Wände hindurch.

Ich verſtehe Sie nicht, Fräulein.

Liegt nicht in gerader Linie jenſeits der Berge deine Heimath?

Sie lag dort. Ich habe jetzt keine Heimath mehr.

Seine Heimath verliert der Menſch nie, Eliſabeth.

Ich habe ſie verloren.

Nein, mein Kind. Du haſt in deiner Heimath deinen Vater verloren, alle deine Angehörigen. Du beſitzeſt nichts mehr dort, was Du dein Eigenthum nennen könnteſt. Die Stätte deiner Geburt, die Stätte der Leiden und Freuden, der Sorgen, Aengſten, Qualen und Plagen deiner Eltern, die Stätte deiner

eigenen Leiden, Freuden, Sorgen und Träume, iſt in fremden, vielleicht rohen, feindlichen Händen. Aber dennoch gehört ſie Dir; ſie bleibt Dir in deiner Erinnerung. Und die Leiden und Freuden, das Weh und die Träume Deiner Jugend bleiben Dir. Es iſt ſchön, eine Heimath zu haben, einen feſten, ſicheren, ſüßen, heimlichen Platz, der uns die Erinnerungen unſerer Kindheit, unſerer Jugend aufbewahrt.

Oh, Sie haben gewiß eine ſchöne Heimath, mein gutes Fräulein? ſagte Eliſabeth Neumann, mit einem innigen Blicke in das blaue Auge der Dame.

In das blaue Auge des Fräuleins trat eine Thräne.

Ich habe keine Heimath, erwiderte ſie ſchmerzlich. Ich habe nie eine Heimath gehabt. Unſtät und flüchtig war der Aufenthalt meiner Kindheit; der ewige Wechſel verſchmolz und verwiſchte den Eindruck. Ich kenne keine einzige Stätte, an der nur eine einzige Erinnerung des Kindes haftete, keinen Spielplatz, kein Kinderſtübchen, kein trautes Schlafſtübchen, kein Zimmer meiner Eltern. Oh, doch Eins! Eins kenne ich —.

Sprechen Sie nicht davon, liebes Fräulein. Sprechen Sie nicht von der ſpäteren Zeit. Der Menſch, wenn er auch keine Heimath hat, behält ja noch ſo manche ſchöne Erinnerung aus ſeinen früheren Jahren. Auch Sie haben Freundinnen, Geſpielinnen gehabt —.

Oh nein! Keine Freundin! Nicht einmal eine

Geſpielin! Ich ſtand allein. Mir bleibt keine Erinnerung, nicht einmal an eine Wärterin, der ich mein Herz hätte entgegentragen können. Ich hatte nur Bonnen und Kammerjungfern, die von Monat zu Monat wechſelten, wie wir von Monat zu Monat den Ort unſeres Aufenthalts wechſelten.

Aber Sie hatten Eltern, die Sie liebten!

Eliſabeth Neumann ſprach die Worte raſch. Sie mochte ſie auch unbedacht geſprochen haben; denn in dem Augenblicke, als ſie ihren Lippen entſchwunden waren, nahmen ihre Augen den Ausdruck eines plötzlichen Erſchreckens an, und ihre Lippen machten eine Bewegung, als wenn ſie die entſchwundenen Worte zurückholen wollten.

Das Fräulein antwortete nicht. Sie bedeckte ihre Augen mit beiden Händen, in welche ſie das Geſicht niederbeugte. Als ſie, nach einer langen Pauſe erſt, das ſchöne Haupt wieder erhob, waren ihre Augen ſehr feucht.

Die feuchten Augen ſchwebten nach der Oeffnung des Thales, der Hochebene hin, und dort zu den Thürmen der Stadt, deren Spitzen und Kreuze im Golde der Sonne funkelten.

Eliſabeth Neumann ſtand auf. Sie nahete ſich dem Fräulein; ſie nahm deren Hand und drückte innig ihre Lippen darauf.

Das Fräulein legte ihren Arm um die Hüfte Eliſabeths, und ihr Geſicht an deren Buſen.

Man ſah ein ſchönes Bild zweier leidenden Freundinnen.

Verzeihen Sie mir, mein gutes Fräulein, ſagte die Bäuerin, wenn ich eine ſchmerzliche Erinnerung in Ihnen weckte.

Du haſt keine Erinnerung in mir geweckt, Eliſabeth! Wie könnte der furchtbare Gedanke, der mich Tag und Nacht quält, nur einen Augenblick in mir ſchlafen? Ja, ich hatte Eltern. Ich hatte eine brave, gute, arme, unglückliche Mutter. Ihr iſt wohl. Sie hat in Leiden gelebt; ſie iſt in Leiden geſtorben. Ihr iſt wohl, ihr iſt wohl. Ich hatte einen Vater, Eliſabeth. Ich habe ihn noch —. O Gott! O Gott! Er lebt noch! Dort, dort, in jenen entſetzlichen Räumen! Dort, Eliſabeth! Siehſt Du das finſtere Haus, ſiehſt Du die ſchwarzen Mauern dort zwiſchen den beiden Thürmen?

Sie hatte ſich von Eliſabeth losgeriſſen. Sie war von ihrem Sitze aufgeſprungen. Das blaſſe, leidende Geſicht wandte ſie der fernen Stadt zu; die in Thränen ſchwimmenden Augen ſtarrten nach den in der Sonne glänzenden Thürmen; die aufgehobenen Arme ſtreckte ſie einem hohen Gebäude entgegen, das ſchwarz und dunkel zwiſchen den Thürmen am Horizont ſich erhob.

Eliſabeth Neumann ſtellte ſich vor ſie. Sie trat zwiſchen ſie und den Gegenſtand, dem ihr ganzes Sein zugewendet zu ſein ſchien. Sie bemächtigte ſich ſanft der aufgehobenen Arme; ſie drückte die faſt krampfhaft verſchlungenen Hände an ihre Bruſt. Sie blickte mit ihren großen ſchwarzen Augen in die Augen, die in Thränen ſchwammen.

Kommen Sie, Fräulein! ſagte ſie mit ſanfter, milder Stimme. Dort unten iſt es beſſer für Sie.

Das milde, und doch ſo klare und entſchiedene Weſen der Bäuerin ſchien einen magiſchen Einfluß auf die Unglückliche auszuüben. Sie folgte willig dem Mädchen, wohin dieſe ſie führte.

Eliſabeth Neumann führte ihre Gefährtin den Hügel hinunter in die Tiefe des Gartens. Sie führte ſie unter den Duft des weißen Schnees der Blüthen, in den friſchen Athem des entkeimenden Laubwerks der Hecken, zu den lauen Lüften des an den Hecken ſanft und leiſe dahin fließenden Baches.

Sie ſprach kein Wort.

Das Fräulein ging ebenfalls ſchweigend an ihrer Seite.

Still wie die Beiden, war die ganze Frühlingsnatur um ſie her.

Auch die Menſchen feierten. Es war Sonntag, und die dritte Stunde des Nachmittags war noch nicht

vorbei. Die Dorfbewohner hatten ihre ſtille Mittagsruhe noch nicht verlaſſen.

Es herrſchte eine friedliche Stille rings umher in dem ſchönen Thale.

Auch in das Herz des Fräuleins ſchien nach und nach Ruhe und Stille wieder einzukehren. Ihr Athem wurde gleichmäßiger, das Wogen ihres Buſens ließ nach; aus ihrem Auge verſchwanden die Thränen.

Eliſabeth Neumann begann zuerſt wieder zu ſprechen.

Wie iſt es doch ſo ſchön hier, Fräulein, ſagte ſie. Hier unter den Bäumen und zwiſchen den Hecken. Ich meine, der Frühling ſei noch nie ſo ſchön geweſen, wie in dieſem Jahre.

Für mich, erwiderte die Gefährtin, war er ein ſo trauriger.

Der Frühling, Fräulein? Der Frühling iſt ſchön und freundlich für alle Menſchen; für die Fröhlichen und für die Traurigen.

Der Schmerz der Seele macht unempfänglich für ſeine Schönheit.

Eliſabeth Neumann ſchüttelte den Kopf.

Nein, Fräulein! Der Schmerz der Seele öffnet unſer Herz für das Schöne in de Natur um uns her. Und das iſt ja ſehr gut ſo; das iſt eine weiſe Einrichtung Gottes.

Laß hören, Eliſabeth!

Durch die Wunder und Schönheiten der Natur ſpricht der liebe Gott mit uns; durch ſie ſendet er uns Troſt und Kraft. Gehen Sie zurück in Ihr Leben, liebes Fräulein. Wenn Sie ſo recht traurig und unglücklich waren, dann gingen Sie am liebſten, dann zog es Sie mit Gewalt in die ſtille, ſchöne, einſame Natur, unter eine alte Eiche, unter Gruppen hoher Buchen, in das Moos unter dem Wachholder, oder in das weiche Gras am Rande des Baches, in eine Laube, oder zwiſchen grüne Hecken.

Es war das Bedürfniß der Einſamkeit, Eliſabeth. Mit der wahren Freude, wie mit dem wahren Schmerze will, muß der Menſch allein ſein.

Nein, Fräulein. Es war das Bedürfniß nach der freien Natur. Einſam, allein waren Sie auch in Ihrem Bette, in Ihrem Zimmer. Aber dort litt es Sie nicht. Sie mußten hinaus ins Freie; Sie mußten den unmittelbaren Athem Gottes, Sie mußten ſeine Stimme, ſeinen Troſt hören in den Wundern, in den Schönheiten ſeiner Natur.

Die Dame hatte den Worten der Bäuerin mit einer Aufmerkſamkeit zugehört, die mehr als eine gewöhnliche Aufmerkſamkeit der Unterhaltung, die eine zugleich forſchende und beunruhigende war.

Und Du ſagteſt, fragte ſie, daß der Frühling Dir noch nie ſo ſchön geweſen ſei, als in dieſem Jahre?

Noch nie, Fräulein. Auch unſere Berge waren wohl eben ſo hoch und zackig und waldig wie dieſe; und unſer Thal war ſchöner, ſtiller und verſchloſſener; und die Pflaumen und Kirſchen darin blüheten eben ſo voll und weiß wie hier. Und dazu hatten wir noch die tiefen Schluchten der Berge und oben auf den Bergen die alten grauen Ruinen, und auf ihrer anderen Seite den breiten Strom mit ſeinen weißen Segelſchiffen. Aber —

Aber? fragte die Dame geſpannt.

Aber, wenn auch Alles dort ſchöner ſein mochte, als hier, dieſer Frühling iſt doch ſchöner.

Die Dame ſchien leiſe zu beben.

Und welchen Grund haſt Du dafür, Eliſabeth? Du biſt ein Mädchen, die nachzudenken verſteht.

Ich muß wohl früher das Herz nicht ſo offen dafür gehabt haben, antwortete das Mädchen unbefangen.

Dein Herz iſt alſo glücklich jetzt?! fragte raſch die Dame, mehr ausrufend als fragend.

Eliſabeth Neumann ſeufzte. Sie ſchüttelte ſchweigend den Kopf.

Alſo unglücklich?! fragte die Dame noch raſcher, und durch ihr eignes Geſicht ſchien in demſelben Augenblicke der Schmerz eines neuen und großen Unglücks zu ziehen.

Auch nicht unglücklich, antwortete Eliſabeth, indem ſie wiederholt ſeufzte.

Und dennoch dieſe Veränderung in Deinem Innern?

Ich weiß ſelbſt nicht, wie es mit mir iſt. Es iſt nur anders wie ſonſt. Das fühle ich.

Woran fühlſt Du das?

Das weiß ich eben nicht. Ich denke wohl oft darüber nach. Ich ſuche danach. Aber ich kann es nicht finden.

Es wird die Ungewißheit Deiner Lage ſein, Eliſabeth. Das fortwährende Schwanken zwiſchen Furcht und Hoffnung. Verlaſſen wie Du biſt —.

O mein Fräulein, wie können Sie mich verlaſſen nennen? Haben Sie mich nicht großmüthig zu ſich genommen —?

Nicht großmüthig, mein gutes Mädchen; nur dankbar. Wenn ich Dich mit Wohlthaten überhäufte, ich würde immer nur Dir meinen Dank abſtatten, meinen Dank und des braven Felſen Dank, dem Du Leben und Freiheit gerettet haſt.

Laſſen Sie uns davon ſchweigen, Fräulein. Ich that, was ich thun mußte.

Du wagteſt Dein Leben für ihn.

Sie hätten daſſelbe gethan.

O nein, nein! rief das Fräulein auf einmal laut und ſchmerzlich aus, indem ſie ihr Geſicht wieder mit

beiden Händen bedeckte. O nein, nein, das iſt es ja eben. Ich hatte ja nicht einmal den Muth, weit weniger für ihn zu wagen. Ich war nur ſchwach. Wie hatte ich auch anders werden können?

Ich bitte Sie, Fräulein, laſſen Sie uns von etwas Anderem ſprechen.

Laß uns wieder auf Dich kommen. Ich hoffe noch immer, daß es den Bemühungen Felſens bald gelingen wird, Deinen Franz zu befreien. Vielleicht werdet Ihr dann in dieſem Frühjahre noch Hochzeit machen.

Ich habe die Hoffnung aufgegeben.

Aufgegeben? Eine Hoffnung, die Hoffnung aufgeben? Und Du ſagſt das mit ſo freiem, leichtem Herzen?

Eliſabeth Neumann erröthete, und indem ſie erröthete, bückte ſie, als wenn ſie es verbergen wolle, ſich raſch und tief zur Erde nach einer abgefallenen Kirſchblüthe.

Ach, Fräulein, ſagte ſie, rechnen Sie ſelbſt alles zuſammen. Die Rache der Offiziere hatte den armen Franz unter die Soldaten gebracht. Ihre Rache mißhandelte ihn. Damals hatte er ihnen im Grunde noch nichts gethan. Seiner Mißhandlung folgte unmittelbar der Aufſtand des Volkes, der wieder die Veränderung des Regiments im Lande herbeiführte. Was für ihn vielleicht noch ſchlimmer iſt, ſeine

Mißhandlung war der Grund der Mißhandlung des Offiziers, die ihm die Leute am Hofe niemals verzeihen werden. Darum hat ja auch der Fürst immer und immer seine Entlassung verweigert. Wie viel und wie oft ist ihm vorgestellt, daß der arme Franz mit Unrecht diene; wie viel und wie oft ist er gebeten worden, wenn denn auch Franz mit Recht in das Militair gezogen sei, doch Gnade für Recht ergehen zu lassen. Sie wissen selbst, es war alles vergebens; Franz soll nun einmal seine vollen fünf Jahre dienen.

Ich weiß das, Elisabeth. Alle unsere Freunde haben sich unsägliche Mühe gegeben, Deinen armen Franz zu befreien. Das Ohr des Fürsten ist stets taub geblieben. Felsen hat nichts vermocht. Selbst der Erbprinz nicht, den unsere gütige Wirthin für Dich und Deinen Bräutigam interessirt hatte. Der Fürst, der seinen neuen Räthen in allem nachgibt, legt gerade hier eine Hartnäckigkeit an den Tag, die Allen unbegreiflich ist.

Und dennoch, liebes Fräulein, finden Sie es unbegreiflich, daß ich keine Hoffnung mehr habe?

Man muß die Hoffnung nie aufgeben. Der Mensch, Elisabeth, der seine Hoffnung aufgibt, will eben keine Hoffnung mehr haben.

Elisabeth Neumann erröthete von neuem.

Wie ſollte ich, erwiderte ſie, Hoffnung faſſen können, nach allem, was Sie ſelbſt geſagt haben?

Die Hoffnung klammert ſich an den Strohhalm an. Aber für Deine Hoffnungen gibt es mehr als einen Strohhalm. Gerade weil es ſich nur um einen Eigenſinn des Fürſten handelt, müſſen wir erwarten, daß es den wiederholten Vorſtellungen des Rechts bald gelingen werde, der beſſeren Einſicht und dem beſſeren Willen Platz zu machen. Ich hoffe das, meine liebe Eliſabeth, wiewohl ich durch dieſe Hoffnung verliere.

Sie Fräulein?

Ich verliere Dich, meine Tröſterin, meine Freundin.

Sie haben die Generalin, die treueſte Freundin Ihres Herzens.

Es iſt wahr —.

Das Fräulein brach mit einem Seufzer ab.

Eliſabeth fuhr fort: Sie hat Sie nicht verlaſſen. Sie hat in Ihrer ſchwerſten Zeit Ihnen zur Seite geſtanden, wie eine Schweſter, wie eine Mutter. Sie liebt Sie, wie eine einzige Tochter.

Es iſt wahr, Eliſabeth, aber —.

Aber, ergänzte ſie nach einigem Zögern. Aber dennoch zieht mich mein Herz unwiderſtehlich auch zu Dir.

Die beiden Freundinnen waren auf ihrem Spaziergange durch den Garten bis in die Nähe der letzten

Häuſer des Dorfes gelangt, die jenſeits der Hecke und des Baches lagen.

Eins dieſer Häuſer war das Wirthshaus des Dorfes. Es war mit ſeiner langen Seite dem Garten zugewendet, ſo daß man von dieſem aus den vollen Blick auch über die mit Tiſchen und Bänken beſetzten Plätze vor der Eingangsthüre des Hauſes hatte.

Dieſer Platz hatte ſich nach und nach mit Menſchen gefüllt. Die meiſten der Anweſenden ſchienen Bauern aus dem Dorfe und der Umgegend zu ſein. Es mochten ſich auch wohl Fremde unter ihnen befinden; man ſah wenigſtens einzelne Trachten, die von der ländlichen Kleidung der Gegend abwichen.

Die Leute ſchienen in einer lebhaften Unterhaltung zu ſein. Sie ſtanden oder ſaßen in einem dichten Kreiſe, in deren Mitte ſich die Hauptſprecher befanden.

Man konnte in dem Garten deutlich verſtehen, was auf dem Platze geſprochen wurde.

Eliſabeth Neumann hielt ihre und ihrer Begleiterin Schritte an. Sie ſchien aufmerkſam nach dem Platze hinzuhorchen. Die letzten Worte des Fräuleins ſchien ſie kaum mehr gehört zu haben.

Das Fräulein gewahrte ihre Aufmerkſamkeit nach jener Richtung hin.

Was fällt Dir dort auf? fragte ſie.

Ich glaubte, erwiederte Eliſabeth, eine Stimme zu vernehmen, die ich ſchon gehört haben müßte. Ich muß mich wohl irren.

Und wo wollteſt Du ſie ſchon gehört haben?

Ich kann mich eben nicht darauf beſinnen.

Du horchſt doch noch hin?

O, Fräulein, ich freue mich, die Leute einmal ſo froh und frei zuſammen zu ſehen. So lange ſie leben, haben ſie das entbehren müſſen. Ohne Gendarmen und Spione konnten ſie keinen Augenblick verſammelt ſein; die Beamten der Polizei hatte man bis in die entfernteſten Dörfer geſchickt. Jedes Wort wurde argwöhniſch belauſcht oder verboten; oder es brachte ſie in Geldſtrafe oder in das Gefängniß. Sehen Sie, wie das jetzt anders geworden iſt.

Es macht Dir Freude, das zu ſehen?

Gewiß. Ich möchte mich unter ſie miſchen.

Du haſt einen faſt männlichen Charakter, Mädchen!

Ich weiß das nicht, Fräulein. Aber wer ſo wie ich, unter dem Drucke des Volks, unter Mühſeligkeiten und Beſchwerden aufgewachſen iſt, immer vor der Polizei, vor den Gendarmen und vor den Grenzſoldaten ſich fürchten und dann wieder mit ihnen im Kampfe liegen mußte, dem muß die Freiheit wohl ein doppelt, ein dreifach koſtbares Gut ſein —.

Der alte Mann, von dem Du mir erzähltest, hat ein lebendiges Gefühl für Freiheit in Deine Bruſt gelegt.

Nicht gelegt. Der alte Geigenfritz hat es nur geweckt. Er hat mich nur die Gedanken und die Worte gelehrt, womit ich es ausſprechen kann. Das Gefühl ſelbſt lebt in jedem Menſchen. Selbſt die Negerſklaven, die von keiner Bildung, die von keinem Gott wiſſen, das Gefühl für Freiheit iſt immer lebendig in ihnen.

Auf den Lippen des Fräuleins ſchwebte eine Frage. Es drängte ſie, ſie auszuſprechen. Sie kämpfte ſie nieder. Wieder drängte es ſie.

Sie ſprach zögernd und erröthend: Sind auch das Gedanken und Worte die Dich der Geigenfritz gelehrt hat?

Auch Eliſabeth Neumann erröthete und zögerte mir der Antwort.

Nein! ſagte ſie langſam und faſt leiſe. Der Herr von Felſen, der Freund des Volkes, hat oft mit mit über die Freiheit geſprochen.

Ein zitterndes Ha! erſtickte zwiſchen den raſch zuſammengepreßten Lippen des Fräuleins.

Oft? ſagte ſie, mehr für ſich, als zu ihrer Geſellſchafterin.

Eliſabeth gewahrte den Argwohn nicht, den das Fräulein an den Tag legte.

Er ſprach am liebſten, erwiederte ſie, von der Unterdrückung und von der Freiheit des Volkes.

Und Du warſt lange bei ihm, in der Verbannung, in dem fremden Lande? Ihr wart allein, vereinſamt?

Er ſprach auch von Ihnen, Fräulein. Faſt nur von Ihnen und dem Volke. Denn nur zwiſchen Ihnen und dem Volke theilte ſich ſein Herz.

Zwiſchen mir und dem Volke! Und das Volk iſt dankbar gegen ihn geweſen! Ich aber —?

Fräulein, Sie haben ihm immer ein treues Herz bewahrt. Das war ſein Glück; er ſprach es täglich aus. Sie haben ſo vieles Unglück, warum wollen Sie ſich noch ein neues, eingebildetes hinzu ſchaffen? Laſſen Sie uns den Verhandlungen jener Leute zuhören. Sie intereſſiren mich, und ich meine immer, ich müſſe die Stimme kennen, und ich würde ſie wieder erkennen, die ich noch zuweilen höre.

Die Unterhaltung der Landleute hatte einen unruhigeren Charakter angenommen. Man ſchien ſich zu ſtreiten, aber es ſchien kein recht ernſtlicher, vielmehr ein freundſchaftlicher, ſcherzhafter Streit zu ſein.

Gebt dem Narren den Laufpaß! Werft ihn auf die Landſtraße! riefen einzelne Stimmen.

Aber ſo hört ihn doch! Es kann ja nicht ſchaden. Man verliert ja nichts dadurch! riefen Andere.

Wer wird ſolche Landläufer anhören?

Gebt dem Menſchen ein paar Kreuzer für ein Glas Bier!

Der ſieht nicht nach Bier aus. Seine Naſe iſt für das Schnapsglas geboren.

Ein faſt allgemeines Gelächter erhob ſich.

Eine heiſere Stimme rief in wichtig thuendem Tone in das Lachen hinein:

Meine Herren, lachen Sie, ſoviel Sie wollen; Ihr Lachen macht Ihnen keine Ehre. Ich kann mich darüber erhaben fühlen.

Man lachte ſtärker.

Meine Herren, wiederholte die heiſere Stimme, ich ſage Ihnen, es macht Ihnen keine Ehre, daß Sie über einen Mann lachen, der das Vaterland gerettet hat.

Hahaha. Jedermann will jetzt das Vaterland gerettet haben.

Ich ſage Ihnen, meine Herren, ohne mich würden Sie hier nicht lachen.

Alles lachte wieder.

Darin hat er Recht, der Menſch! Das iſt ein herrlicher Spaß! Ohne ihn würde uns der Narr fehlen, über den man lachen könnte.

Aber ſo hört doch erſt den Mann, und lacht nachher.

Ja, man höre ihn an.

Wir wollen den Narren hören. —

Sprecht, Mann, was habt Ihr denn eigentlich gethan? Wodurch habt Ihr denn das Vaterland gerettet?

Wodurch? Ja, meine Herren, das werde ich Ihnen erzählen.

Er räuſperte ſich ſtark. Dann fuhr er mit ſeiner heiſeren Stimme in wichtigerem Tone fort: Meine Herren, Sie Alle haben von der glorreichen Revolution gehört, die wir —

Ein paar Stimmen unterbrachen ihn.

Gebt dem Menſchen einen Schnaps. Dem armen Teufel klebt ja die Zunge am Gaumen.

Der fremde Mann vergab der Wichtigkeit ſeines Tones nichts, indem er erwiderte:

Ja, meine Herren: Ich leugne es nicht. Es macht dem Vaterlandsvertheidiger keine Schande, wenn er einmal einen Durſt hat —

Und auch, unterbrach ihn Einer aus der Menge, einmal einen Trunk über dem Durſt nimmt.

Man reichte dem Fremden einen Schnaps.

Er nahm das Glas.

Stolz ſah er auf den, der ihn zuletzt unterbrochen hatte.

Mein Herr, ich kann ſolchen Invectiven mit Verachtung begegnen.

Er trank das Glas in einem langen Zuge aus, und reichte es gravitätiſch zurück.

Bravo! Bravo! riefen lachend die Bauern.

Jetzt reden! Jetzt reden!

Sie Alle, meine Herren — hob der fremde Mann wieder an.

Er wurde nochmals unterbrochen.

Auf den Tiſch mit dem Menſchen, damit wir Alle ihn ſehen und hören können! rief eine Stimme.

Ja, auf den Tiſch! wiederholten eine Menge Stimmen.

Der Menſch kletterte auf einen Tiſch.

Alle konnten ihn ſehen, die zerlumpte, hagere Geſtalt, mit dem krummen Rücken und dem rothen, aufgedunſenen Geſichte.

Auch die beiden Spaziergängerinnen im Garten hatten den vollen Anblick ſeiner Geſtalt.

Chriſtoph Beier! Ich hatte mich nicht geirrt! rief Eliſabeth Neumann überraſcht aus.

Der Schwager deiner Muhme? Von dem Du mir erzählt haſt? fragte das Fräulein.

Derſelbe. Wie mag der Menſch hierher kommen?

Wir werden es erfahren, wenn auch wir ihm zuhören.

Sie Alle, meine Herren, hob Chriſtoph Beier zum dritten Male an, diesmal mit wichtigſter Stimme, und diesmal auch, ohne daß er wieder unterbrochen wurde. Sie Alle haben von der glorreichen Revolution gehört, die wir am zwanzigſten März dieſes Jahres in der Reſidenz gemacht, und wodurch wir dieſem Lande die Freiheit und ſeinem braven Volke alle ſeine

Rechte, die man ihm ſo lange ſchmählicher Weiſe vorenthalten hatte, wieder erkämpft haben. Dieſer großen Revolution, Ihr edlen Männer, habt Ihr es zu verdanken, wenn Ihr Euch nun wieder frei und glücklich fühlt im Beſitze Eurer großen Errungenſchaften.

Errungenſchaften? riefen einzelne Stimmen. Was iſt das für ein Wort? Was bedeutet das?

Das iſt ein deutſches Wort, meine Herren, erläuterte mit gelehrter Miene der Redner. Und was es bedeutet? Errungenſchaften nennt man in Deutſchland dasjenige, was man in den Märzrevolutionen errungen, das heißt, gleichſam gewonnen hat.

Was haben wir denn gewonnen, Mann? Seid ſo gut, uns das zu ſagen.

Was Sie gewonnen haben, meine Herren? Was Ihr errungen habt, deutſche Männer? Eure Rechte! Alle Eure Rechte, die man Euch ſo lange Jahre vorenthalten.

Ihr waret bisher die Sklaven Eures Gutsherrn, Ihr mußtet den Hut ziehen, wenn Ihr ihm nur von weitem begegnetet, und thatet Ihr es nicht, ſo ließ ſein Gerichtshalter Euch in den Bock ſperren. Das alles iſt jetzt anders. Ihr ſeid ſoviel wie er. Wenn er nicht den Hut zieht, Ihr zieht ihn gewiß nicht, und der Gerichtshalter wagt nicht mehr, Euch nur ein Haar zu krümmen. Das iſt Eine von Euren

Errungenſchaften. Wir ſind Alle gleich im Lande; Alle gleiche und freie Staatsbürger, der Bauer wie der Edelmann.

Der Mann hat Recht! rieſen beifällig einzelne Stimmen.

Laßt ihn fortfahren!

Chriſtoph Beier fuhr fort: Eure zweite Errungenſchaft iſt noch köſtlicher. Sie enthält eine Menge von Errungenſchaften. Aber ich will ſie alle in Eine zuſammenfaſſen. Es iſt die Freiheit, meine Herren! Es iſt die Freiheit des Wortes, der Schrift, der Vereinigung. Vordem, meine Herren, da hatten wir die Cenſur. Der deutſche Mann bekam nichts zu leſen, als was ihm der Cenſor mit der Scheere nicht fortſchnitt.

Der Cenſor mit der Scheere? Was war denn das für ein Kerl? fragte ein Bauerburſch.

Chriſtoph Beier ſah verächtlich zu dem Fragenden herunter.

Das wiſſen Sie nicht, deutſcher Mann? Unglücklicher, Sie wiſſen nicht, was Cenſur iſt? Ich will es Ihnen ſagen. Sehen Sie, das war eine abſcheuliche Einrichtung des fürſtlichen Abſolutismus. Da durfte kein Wort gedruckt werden, kein Buch, keine Zeitung, kein Blatt Papier, ohne daß die Herren von der Regierung, die man Cenſoren nannte, es vorher durchgeleſen und genehmigt hatten. Und da wurde denn

natürlich nichts genehmigt, was den Herren mißfiel, und es mißfiel ihnen alles, was gegen die Regierung oder gegen die Edelleute war, das heißt, es mißfiel ihnen alles, was die Wahrheit war. Wenn der Beamte ein Lump war, ſo durfte nur gedruckt werden, daß er ein vortrefflicher, gerechter, humaner Mann ſei. Wenn er das Land betrog, ſo mußte gedruckt werden, er ſei ein treuer Diener ſeines Fürſten, den das Volk anbete. Wenn Euer Edelmann Euch zwackte und in den Bock ſpannen ließ, ſo durfte in den Zeitungen nur ſtehen, daß er ein milder gnädiger Herr ſei, der nichts als das Wohl und die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben ſuche. Wenn das Land die Abgaben nicht mehr aufbringen konnte, wenn ganze Provinzen in Deutſchland verhungerten, dann mußten die Zeitungen ausposaunen, es würden nirgends weniger Steuern bezahlt als in Deutſchland, es ſei nirgends mehr Wohlſtand als in Deutſchland, es gebe in der Welt kein glücklicheres und zufriedeneres Volk als das Deutſche. — Das nannte man die Cenſur, meine Herren! Jetzt iſt ſie fort. Jetzt iſt es anders! Jetzt können die Bücher und die Zeitungen die Wahrheit berichten. Sie können ſchreien und ſchimpfen über was ſie wollen und ſoviel ſie wollen, über alte und über neue Miniſter, über Beamte und Edelleute. Ihr leſet es ja alle Tage in den Zeitungen, für die

Ihr mit Recht früher keinen Geſchmack hattet, und ohne die Ihr jetzt nicht mehr leben könnt. Sehen Sie meine Herren, das iſt ein wichtiger Theil Ihrer zweiten Errungenſchaft. Soll ich Ihnen noch die anderen Theile vorzählen! Ach, Sie ſehen ſie ja hier lebendig vor ſich, oder vielmehr in ſich ſelber. Hätten Sie früher, vor der glorreichen Revolution, ſo zuſammengeſtanden und ſo geredet, wie jetzt, flugs wären zehn Gendarmen und Polizeimänner bei der Hand geweſen und hätten Sie ſammt und ſonders arretirt und in die Stadt an das Criminalamt geſchleppt, und das Criminalamt hätte Sie als Verſchwörer in das Zuchthaus geſchickt. Jetzt aber, meine Herren, können Sie hier frei ſtehen und reden; Sie ſind freie Männer!

Bei Gott, der Mann hat Recht! Der Mann ſpricht ganz vernünftig! Laßt ihn weiter ſprechen!

So riefen mehrere Stimmen.

Auch das Fräulein ſagte, indem ſie ſich zu ihrer Gefährtin wandte: Der Schwager deiner Muhme ſpricht manches vernünftige Wort.

Er war nie dumm, erwiderte das Mädchen. Er iſt nur verkommen. Aber loben Sie ihn nicht vor dem Ende.

Chriſtoph Beier ließ ſich weiter vernehmen: Ich komme zu Ihrer dritten Errungenſchaft, meine Herren.

Es iſt die größte, es iſt die ſchönſte. Es iſt die, die Sie zu eigentlichen Staatsbürgern, die Sie zu mündigen Menſchen macht, die Ihnen die politiſchen Kinderſchuhe auszieht, wie meine gelehrten Freunde in der Reſidenz ſagen. Ich brauche ſie Ihnen nicht zu nennen, meine Herren. Ihr klarer Verſtand hat mich begriffen.

Der Redner ſchaute mit einem ruhigen, würdevollen, majeſtätiſchen Blicke auf die Menge.

Er ſchien den guten Leuten bereits zu imponiren. Keiner ſchrie; keiner fragte nur. Sie ſahen ſich verdutzt unter einander an und ſchwiegen.

Chriſtoph Beier aber reckte ſich im Gefühle ſeiner Ueberlegenheit.

Ihr ſchweigt? ſagte er. Wäre vielleicht doch der Eine oder der Andere unter Euch, der mich nicht vollſtändig verſtanden hätte? Ich werde mich ihm deutlicher machen. Was haben Sie in die Reſidenz geſandt, meine Herren?

Die Bauern ſahen ſich verdutzter an.

Ich wiederhole meine Frage, meine Herren. Was haben Sie in die Reſidenz geſandt? Sie, wie das ganze Land?

Die Verwirrung der Bauern wurde nicht geringer.

Miene und Stimme Chriſtoph Beiers aber wurden wichtiger, würdevoller, majeſtätiſcher.

Ich will es Ihnen ſagen, meine Herren. Ich will Ihnen zu Hülfe kommen. Sie haben einen Abgeordneten in die Landesverſammlung geſchickt.

Die Bauern athmeten auf.

Sehen Sie, meine Herren, das iſt der wichtigſte Act Ihres Lebens. Durch die Wahl eines Abgeordneten ſind Sie in die Reihe der mündigen Völker getreten. Dieſe Wahl hat Sie dem Fürſten ſelbſt gleich gemacht. Denn der Fürſt darf nichts mehr über das Land verfügen, ohne Zuſtimmung der Landesverſammlung, und zu der Landesverſammlung gehört Ihr Abgeordneter, und Ihren Abgeordneten haben Sie Alle gewählt. Ich ſage Ihnen, Sie ſind jetzt gleich dem Fürſten.

Die Bauern waren lebendig, warm geworden.

Das iſt ein braver Mann! riefen viele Stimmen. Der weiß zu ſprechen! Der verſteht uns unſere Rechte zu erklären. Das iſt ein echter Volksfreund! Ja, wir ſind freie Männer! Und Alle gleich! Auch dem Fürſten gleich!

Ach, ſagte Eliſabeth Neumann mit einem ſchmerzlichen Lächeln. Wenn der Geigenfritz hier wäre, er würde ſagen: Arme Thoren! Und ſie wollten werden gleich Gott!

Chriſtoph Beier erhob mächtiger ſeine Stimme.

Und wem, meine Herren, verdanken Sie dieſe

großen Errungenſchaften? Ich will Ihnen auch das ſagen: Einzig und allein der glorreichen Revolution, die wir in der Reſidenz gemacht haben. Wem aber, meine Herren, verdanken Sie dieſe Revolution? Wem? Ich frage Sie. Denn das iſt die Hauptſache. Sie werden einſehen, meine Herren, daß ohne Jemanden, der ſie gemacht, und beſonders ohne Jemanden, der ſie angefangen hat, die Revolution gar nicht hätte zu Stande kommen können. Und ohne die Revolution hätten Sie von allen jenen Errungenſchaften gar Nichts. Alſo frage ich Sie nochmals, meine Herren, wer hat unſere glorreiche Revolution angefangen?

Er ſchwieg und blickte um ſich, als ob er eine Antwort erwarte!

Er erhielt ſie nicht.

Keiner antwortet mir? rief er. So muß ich ſelbſt es Ihnen ſagen, wiewohl mein beſcheidener Mund ſich nur ſchwer dazu entſchließen kann. Sie meinen, der brave Schrader und der ehrliche Felſen hätten die Revolution gemacht? Es iſt wahr. Aber was hätten die Beiden thun können, ohne einen Anderen, der zuerſt anfing, ohne Jemanden, der zuerſt für die große Sache ſein Blut hingab? Ja, meine Herren, ſehen Sie mich nur voll Erſtaunen, voll Verwunderung an. Sein Blut! Sein treues Blut, für die große Sache des Volkes!

In der Menge entstand wirklich ein Gemurmel, halb des Erstaunens, halb der Erwartung.

Der Redner fuhr fort: Meine Herren, haben Sie nicht in den Zeitungen von einem armen Manne gelesen, dem die fürstlichen Pferde, diese Taugenichtse, den Kopf zertreten hatten, und der dadurch die Veranlassung zu dem Aufstande unseres Volkes wurde? Reden Sie! Haben Sie davon nichts gelesen?

Allerdings! Ja wohl! Es stand ja in den Zeitungen! Wenigstens so ungefähr!

Das war die Antwort mehrerer Stimmen.

Dann haben Sie auch den Namen dieses Mannes gelesen, meine hochzuverehrenden Herren?

Freilich! Den Namen! Er stand in der Zeitung.

Nun, und wie hieß der Name?

Wer kann alle Namen behalten?

Undankbares Volk! rief Christoph Beier entrüstet.

Mit der ganzen Würde und Kraft seiner Stimme setzte er hinzu: Ich will Ihnen sagen, wie der Mann hieß. Christoph Beier war der Name des armen Mannes.

Richtig! Ja! So hieß er!

Sehen Sie! Und nun meine Herren, werden Sie gewiß auch begierig sein, diesen armen zertretenen Mann von Angesicht zu Angesicht zu schauen?

Ich möchte den Menschen wohl einmal sehen! erwiderten einzelne, aber nur sehr wenige Stimmen.

Und dann, ſprach der Redner weiter, wenn Sie ihn ſehen, dieſen armen Mann, der ſein treues Blut für das Volk hingegeben hat, und der dennoch jetzt hungrig und in Lumpen einhergehen muß, dann wird es gewiß auch Ihre edlen Herzen drängen, ein kleines Scherflein auf dem Opferaltare des Vaterlandes niederzulegen, um dieſem armen Manne ein geringes Pflaſter auf ſeine Wunden zu legen, die er für das Vaterland, für die Sache des Volks, für Sie, meine Herren, im heißen Kampfe ſich geholt hat.

Keine einzige Stimme antwortete.

Chriſtoph Beier ließ ſich dadurch nicht irre machen.

Sie ſind gerührt, meine Herren, fuhr er pathetiſch fort. Ich ſehe es an ihrem Schweigen. Sie ſind gerührt über das unglückliche Schickſal eines braven Mannes, der ſein Blut, ſein Beſtes, was er hat, freudig für das Volk hingab, und nun nicht einmal hat, wohin er ſein Haupt niederlegen kann. Sie möchten ihm gerne helfen. Sie möchten Gutes an ihm thun. —So blicken Sie denn auf, meine Herren! Der brave, arme, elende Mann ſteht vor Ihnen. Ja, ich bin es, ich bin der Chriſtoph Beier, von dem Sie geleſen haben!

Er blickte mit ſtolzer, triumphirender Miene umher.

Die Bauern ſchienen jetzt vollſtändig verdutzt zu ſein. Nur einige Wenige ſahen, mit etwas ſcheuer

Neugierde, zu dem braven, elenden Manne hinauf. Die Meiſten ſahen fragend oder kopfſchüttelnd ſich einander an.

Ein alter Mann, der bisher ſchweigend vor ſeinem Glaſe Bier geſeſſen, und mit ſeinem Stocke, wie es ſchien zum Zeitvertreibe, Buchſtaben und Zahlen in den Sand gekritzelt hatte, erhob ſein ſtarkknochiges, ernſtes, obwohl nicht beſonders kluges Geſicht.

Er trat zu Chriſtoph Beier.

Steigt von dem Tiſche herunter, Mann, ſagte er in etwas befehlendem Tone.

Chriſtoph Beier gehorchte.

Ihr wollt Chriſtoph Beier ſein? fragte der alte Mann.

Ja wohl, der bin ich! antwortete der Gefragte, indem er ſtolz die geballte Fauſt mit aller Kraft auf ſeine Bruſt ſchlug.

Ihr wollt der arme Mann ſein, der am Tage der Revolution, wie wir das wohl in den Zeitungen geleſen haben, auf eine nichtswürdige Weiſe von dem frechen Hofgeſindel des Fürſten mißhandelt war?

Ja wohl, der bin ich!

Es laufen jetzt viele Betrüger im Lande umher, die bei den Revolutionen in Deutſchland mitgekämpft, und ihr Blut für die Sache des Volkes wollen hingegeben haben. Man darf Niemandem mehr trauen. Habt Ihr Beweiſe?

Recht ſo Schulze! riefen die Bauern beifällig.

Chriſtoph Beier warf ſich ſtolzer in die Bruſt.

Beweiſe, mein Herr? Sie haben Recht, daß Sie die von mir fordern. Es gibt eine ganze Bande von ſchlechten Geſellen, die das neue Metier ergriffen haben, ſich für deutſche Revolutionskämpfer auszugeben, um das Mitleid der Menſchen unter ſolchem Titel anzuſprechen. Ich weiß das wohl. Sie verderben dem ehrlichen Manne, der wirklich für das Volk gelitten hat, das Terrain. Sie werden ſehen, meine Herren, daß ich zu ſolchen Geſellen nicht gehöre. Hier ſchauen Sie!

Er entblößte ſein Haupt.

An ſeiner Stirn zeigte ſich eine ſtarke, noch ziemlich friſche Narbe, in der Form eines Hufeiſens.

Der alte Schulze beſah ſie prüfend.

Die Bauern drängten ſich neugierig herbei.

Ja, ja, ſagte der Schulz, bedächtig. Die Narbe paßt. Aber mancher Menſch kann von einem Pferdehufe geſchlagen ſein. Habt Ihr einen Paß, Mann?

Wo bin ich denn hier? fragte Chriſtoph Beier im Tone tiefer Verachtung. Nach einem Paſſe fragt man hier? Im freien Deutſchland? Hält man auch das für eine Errungenſchaft? — Aber wohlan! Hier!

Er zog ein Papier aus dem Buſen und gab es dem Schulzen.

Der Schulz ſetzte etwas kleinlaut ſeine Brille auf. Noch kleinlauter blickte er durch die Brille in das Papier.

Die Blicke der Bauern hingen erwartungsvoll an ſeinen Augen und an ſeinen Lippen.

Ja, Ihr ſeid der Chriſtoph Beier; der Paß iſt in Ordnung! ſagte der Schulze etwas beſchämt, indem er den Paß zurückgab.

Unter den Bauern erhob ſich wieder ein Gemurmel.

Alſo er iſt es doch! Der arme Menſch! Der brave Mann! Wenn er nur nicht die rothe Naſe hätte!

Auf einmal bekam der Schulze wieder ſeine frühere Sicherheit.

Oho! Mann, ſagte er. Ihr müßt doch ein Taugenichts ſein. Wenn Ihr ein ehrlicher, ordentlicher Menſch wäret, wie könnte man Euch, der Ihr nach den Zeitungen wirklich ſo arg gelitten habt, ſo bettelhaft im Lande herum laufen laſſen? Schrader, Felſen und die anderen braven Männer würden ſich gewiß Eurer angenommen haben.

Da warf Chriſtoph Beier ſich ſtolzer in die Bruſt, als je vorher.

Chriſtoph Beier, ſagte er, drängt ſich nicht vor, bei keinem Menſchen; am wenigſten bei jenen, allerdings braven Männern, die jetzt hoch ſtehen. Beachtet man meine Verdienſte nicht, vergißt man ſie, auch gut. Mögen jene es verantworten. Chriſtoph Beier

weiß es zu ertragen. Chriſtoph Beier bettelt aber auch nicht, meine Herren. Will das Volk, für das er gelitten hat, ihn verhungern laſſen, auch gut. Chriſtoph Beier weiß zu ſterben.

Er ſetzte ſeine Mütze wieder auf und wollte ſich entfernen.

Gebt dem armen Mann etwas! rief eine Stimme.

Ja, gebt ihm, wiederholte eine andere.

Man hat ihm Unrecht gethan.

Haltet Eure Mütze auf, Mann! ſagte der Schulze.

Chriſtoph Beier zog die Mütze und hielt ſie offen hin, aber immer mit ſtolzer Miene.

Jeder der Bauern warf ihm etwas hinein.

Fräulein, wandte ſich Eliſabeth Neumann an ihre Gefährtin, was ſagen Sie jetzt zu dem Schwager meiner Muhme?

Der Schnaps, erwiderte das Fräulein, ſcheint ihm ſeinen Verſtand noch nicht ganz genommen zu haben.

Der Spitzbube hat wenigſtens ſeinen Zweck vollkommen erreicht, bemerkte Eliſabeth.

Aber, ſetzte ſie raſch, mit verdoppeltem Intereſſe hinzu, was iſt denn das wieder? Sollte ich nicht auch dieſen Menſchen kennen?

Wie, Eliſabeth?

Jenen blaſſen, hageren Mann mit den ſpionirenden Augen?

Chriſtoph Beier hatte ſich entfernt.

Mit vergnügtem Geſichte hatte er jede einzelne Gabe verfolgt, die in ſeine Mütze fiel.

Als Alle ihr Scherflein beigeſteuert hatten, erhob er ſich noch einmal in ſeinem ganzen Stolze.

Meine Herren, ſagte er. Sie haben ſich für das Vaterland wohl verdient gemacht. Empfangen Sie den Dank des Vaterlandes!

Er verſchwand in das Wirthshaus.

Außerhalb des Kreiſes der Bauern hatte an einem Tiſche einſam ein blaſſer, hagerer Mann in ſtädtiſcher Kleidung geſeſſen. Er hatte dem Kreiſe den Rücken zugewandt. Wie ſeine Augen, ſchienen auch ſeine Gedanken ſich nur mit den Bergen zu beſchäftigen, auf welche jene gerichtet waren. Wer aber aufmerkſamer die ſtets beweglichen, lauernden Augen betrachtete, dem hatte es nicht entgehen können, daß er von allem, was in ſeiner Nähe hinter ſeinem Rücken vorging, kein Wort verlor.

Als Chriſtoph Beier ſich entfernt hatte, ſtand der hagere Mann langſam auf.

Er trat zu dem Schulzen heran. Sein Geſicht war mild, freundlich, fromm.

Sie ſind der Schulze hier, mein lieber Herr? fragte er mit ſanfter Stimme.

Ich bin der Schulze hier, was wollen Sie?

Ich bin ein Reiſender, den ſein Weg zufällig heute hierher führt. Mein guter Herr Schulze, ein nichtswürdiger Menſch hat Sie eben mißbraucht.

Wie ſo das, Herr?

Ach, mein Herr Schulze, unſere glorreiche Revolution hat unter den vielen Errungenſchaften, von denen dieſer Menſch Ihnen ſprach, auch ſolche Subjecte gebracht, Lotterbuben, faules, verſoffenes Geſindel, die auf ihre erlogenen Thaten im Lande herumreiſen, um die Leute zu brandſchatzen. Dazu gehört auch dieſer Menſch.

Aber, Herr, ſeine Papiere waren in Ordnung; ich muß das verſtehen. Und in den Zeitungen haben wir ſeine Geſchichte geleſen.

Ach, mein braver Herr Schulze, das Papier iſt geduldig, und es gibt in der Welt viel mehr ſchlechte als gute Menſchen. Glauben Sie mir das.

Das brauche ich von Ihnen nicht erſt zu erfahren, Herr!

Gewiß, mein Guter, werden Sie das ſchon ohne mich wiſſen. Aber um ſo weniger ſollten Sie alles glauben, was in den Zeitungen ſteht. Gerade heut zu Tage wird in den Zeitungen entſetzlich viel gelogen. Seitdem Jeder ſchreiben kann, was er will, lügt auch Jeder, was er will. —

Herr, Sie wollen doch der alten Cenſur nicht das Wort reden?

Gott ſoll mich in Gnaden behüten. Sie war ein Schandfleck im deutſchen Lande. Ich will nur ſagen, daß es überall jetzt Parteien gibt, welche die Zeitungen für ihre Zwecke zu mißbrauchen ſuchen. So war auch die Geſchichte von der Mißhandlung jenes Mannes am Tage der Revolution nichts als ein Mährchen, erfunden um das Volk aufzuhetzen.

Wohl ſo ein Mißverſtändniß? fragte lachend ein junger Bauer mit einem klugen Geſichte.

Richtig, mein Lieber. Aber in etwas anderer Manier.

Und wie verhielt ſich denn die Sache? fragte der Schulze.

Das kann ich Ihnen ſagen.

Waren Sie dabei?

Allerdings.

So erzählen Sie.

Ja, erzählen Sie! Wie verhielt ſich die Sache? riefen neugierig mehrere Stimmen.

Sie verhielt ſich ſehr einfach. Jener Chriſtoph Beier, den ich wohl wieder erkenne, ein herunter-gekommener Taugenichts, ein verſoffener Bummler, hatte ſich in ſeinem gewöhnlichen trunkenen Zuſtande frech zwiſchen die fürſtlichen Pferde gedrängt, um zu betteln, und es war wahrhaftig die eigne Schuld des

taumelnden Burſchen, daß er von einem der unruhigen Thiere getroffen wurde.

Das iſt das Ganze?

Das iſt das Ganze. Die Zeitungsſchreiber ſtellten ihn natürlich als einen mißhandelten Volksmärtyrer dar. Darauf reiſet er nun im Lande herum, wie Mehrere ſeines Gleichen. In der Reſidenz, wo man ihn und ſeine Geſchichte beſſer kennt, würde ihn die Polizei aufgreifen.

So hätten wir uns doch von dem Menſchen anführen laſſen —?

Mich dünkt, meine guten Leute, das hätten Sie ihm ſchon an der rothen Naſe anſehen können.

Sagte ich es nicht? rief eine Stimme.

Und ich nicht?

Und ich ebenfalls.

Aber laß der Kerl uns noch einmal kommen!

Sie braven Männer, laſſen Sie ſich das nicht verdrießen. Es iſt jetzt eine ſchlimme Zeit, und es werden viele Leute betrogen. Am meiſten aber das arme Volk, dem jetzt alle Welt etwas weiß macht.

Wie meinen Sie das, Herr? ſagte der Schulze. Haben wir nicht unſere Errungenſchaften.

Der Fremde lächelte mitleidig, ſchmerzlich.

Errungenſchaften! Märzerrungenſchaften! Welch' ein hohler Ton!

Herr, das Volk hat alle ſeine Rechte wieder.

Ich denke, Sie hätten dieſen Chriſtoph Beier hinlänglich kennen gelernt.

Was heißt das? Was hat der Mann mit unſeren Rechten zu thun?

Hat er Euch nicht eben von den Errungenſchaften und Rechten des Volkes vorgeſprochen?

Hatte er aber nicht Recht in dem, was er ſagte?

Worin denn?

Haben wir nicht Redefreiheit und freies Vereinsrecht.

Und was mehr?

Und Preßfreiheit?

Und was weiter?

Und unſere Landesverſammlung, und unſere Abgeordneten, und allgemeines Wahlrecht?

Und was weiter? Was weiter?

Sind wir nicht freie Menſchen? Mündige Staatsbürger?

Geſchwätz des Trunkenboldes!

Haben wir nicht dieſelben Rechte, wie der Edelmann? Sind wir ihm nicht gleich?

Auch dem Fürſten!! Alles einfältiges Geſchwätz jenes Burſchen.

Das iſt Wahrheit, Herr!

Der Fremde lächelte wieder mitleidig.

Was die Wahrheit iſt, das will ich Euch ſagen, Ihr guten Männer. Die Wahrheit iſt, daß Ihr noch ganz und gar daſſelbe ſeid, was Ihr vor Euren Märzerrungenſchaften waret. Der einzige Unterſchied iſt nur, daß Ihr jetzt — aber auch nur ſo lange es den Herren gefällt — laut und im Freien darüber räſonniren könnt, was Ihr früher nicht anders als heimlich, hinter verſchloſſenen Thüren durftet. Im Uebrigen ſeid Ihr noch eben ſo gedrückte Unterthanen und gedrückte Bauern. Ihr müßt noch die alten Steuern bezahlen an den Landesherrn, und die Abgaben an den Gutsherrn, Ihr müßt noch Dienſte und Frohnden leiſten und ſchaarwerken, ganz wie vor Euren vortrefflichen Märzerrungenſchaften. Ihr müßt noch immer arbeiten und der Edelmann faullenzt. Ihr ſeid noch immer der Ambos und er iſt der Hammer.

Der Mann ſpricht nicht unvernünftig! ſagte eine Stimme.

Der Mann hat nicht Unrecht! ſprach eine andere.

Der Mann hat Unrecht! verſicherte der Schulze. Wir müſſen nur Geduld haben. Jedermann weiß, daß Rom nicht in einem Tage gebaut iſt. Dafür haben wir eben unſere Landesverſammlung und unſere Abgeordneten.

Ja, ja, Ihr braven Leute, wenn Ihr Euch auf Eure Landesverſammlung und auf Eure Abgeordneten

verlaſſen wollt, dann müßt Ihr freilich ſehr viele Geduld haben.

Unſere Abgeordneten ſind ehrliche, tüchtige Männer.

Gewiß! Gott ſoll mich in Gnaden behüten, Böſes von ihnen zu ſprechen. Aber ſie ſind ſchwache Menſchen, wie wir Alle, und Jeder iſt ſich ſelbſt der Nächſte.

Er ſchwieg. —

Die beiden Spaziergängerinnen im Garten hatten wiederum mit großer Aufmerkſamkeit zugehört.

Wohinaus mag dieſer Spitzbube wollen? ſagte Eliſabeth Neumann.

Traueſt auch Du dem Menſchen nicht? fragte das Fräulein.

O, wie könnte ich!

Er wird ein Genoſſe des vorigen ſein. Sie werden das Spiel zweier Charlatane auf dem Jahrmarkte treiben, die ſich gegenſeitig ſchmähen, um das Volk anzulocken.

Nein, Fräulein; dieſer Menſch hat ganz etwas Anderes vor. Seine Pläne können nur tief verruchte ſein.

Du kennſt ihn?

Nur zu wohl.

Und wer iſt er? Was für Pläne traueſt Du ihm zu?

Laſſen Sie uns horchen. Er redet wieder.

Die Bauern hatten um den Fremden einen dichten, aufmerkſamen Kreis geſchloſſen. Als er ſchwieg, begegneten ſich viele mißtrauiſche Blicke. Selbſt der Schulze ſah bedenklich vor ſich hin. Aber der Schulze war zähe.

Unſere Abgeordneten, ſagte er zu dem Fremden, ſind von dem Volke berufen. Sie werden das Volk nicht verleugnen.

Darin, erwiderte der Fremde, bin ich mit Ihnen einverſtanden, obgleich Viele berufen, und nur Wenige auserwählt ſind. Am guten Willen wird es Manchen von ihnen nicht fehlen. Aber werden ſie auch ſtark ſein? Das iſt die Frage. Was haben ſie denn bis jetzt gethan? Sie ſitzen ſchon ein hübſches Weilchen beiſammen, und noch habt Ihr keine einzige Frucht ihrer Arbeit geſehen. Sie haben blos geſprochen, geſchwätzt. Und wovon haben ſie geſchwätzt? Etwa von Eurer Freiheit? Von Euren Rechten? Von Verminderung der Steuern? Von der Verringerung Eurer Gutsabgaben? Von der Aufhebung Eurer Frohnden? Kein Wort davon, kein Sterbenswort! Von ihrer Geſchäftsordnung haben ſie geſprochen! Wo der Miniſter ſitzen oder ſtehen ſoll, wenn er in der Kammer redet, haben ſie weiſe verhandelt. Ob man ſie Kammer oder Landesverſammlung nennen ſolle, darüber haben ſie ein Langes und Breites geredet. Und von

einer Adreſſe, und was weiß ich? — Aber daß der arme Mann unterdeß verhungert, daß der Bauer nach wie vor gedrückt wird, daß das Volk unter der Laſt der Abgaben zu Grunde geht, davon hat noch Keiner ein Sterbenswörtchen geredet, das iſt für die Herren Volksvertreter nicht da.

Der Mann hat Recht! An das Volk denkt Niemand! Die Herren denken nur an ſich. Das arme Volk wird immer und immer verrathen.

Viele, zum Theil aufgeregte Stimmen riefen ſo.

Der Schulze ſah ſehr bedenklich vor ſich hin.

Es iſt viel Wahres dabei, ſagte auch er. Aber es läßt ſich dem doch wohl bald abhelfen.

Und wie denn, mein braver Mann?

Wir kennen die Wege ſchon, Herr! Man ſchreibt dem Herrn Abgeordneten einen kleinen Denkzettel; ein Mißtrauensvotum heißt es.

Er wird es ruhig hinter den Spiegel ſtecken.

Man publicirt es durch die Zeitungen. Wofür hätten wir denn die freie Preſſe?

Sehr richtig und klug geſprochen, Herr Schulze. Aber das wäre nur der einzelne Abgeordnete.

Das ganze Land muß ſich ſo zuſammen thun.

Mein lieber Mann. So ein Mißtrauensvotum hilft nur, wenn es der Einzelne erhält. Bekommen es Alle, ſo lachen Alle darüber.

Der Schulze ſah etwas verlegen vor ſich hin.

Der Fremde ſprach weiter: Solche Mittel helfen nichts mehr. Das wäre nur ein neues Schwätzen und Schreiben zu dem alten Schwätzen und Schreiben. Es muß in jetziger Zeit gehandelt werden, Ihr braven Leute. Ohne Thaten kommt man zu nichts. In der Reſidenz hat das Volk allerdings eine Revolution gemacht. Aber das war nur ein Aufſtehen zu der Arbeit. Was hilft es Euch, wenn Ihr des Morgens auch noch ſo früh und friſch zur Arbeit aufſtehet und doch den ganzen Tag nichts arbeitet? Ihr hättet eben ſo gut auch im Bette bleiben können.

Das iſt wahr. Aber was ſoll man denn thun?

Ihr ſollt arbeiten. Ihr ſelbſt. Ihr Alle. Was habt Ihr bis jetzt gethan? Das Volk in der Reſidenz habt Ihr für Euch arbeiten laſſen. Ihr ſelbſt habt zugeſehen. Wollt Ihr von den Früchten genießen, ſo müßt Ihr auch ſelber mit zugreifen.

Aber wie, Herr? Was ſollen wir thun?

Das wißt Ihr nicht?

Nein! Das wiſſen wir nicht.

Kennt Ihr nicht das Sprichwort: Hilf Dir ſelber, und Gott wird Dir helfen?

Soll denn das Volk aus dem ganzen Lande nach der Reſidenz gehen?

Was wolltet Ihr denn da wohl machen?

Die Landesverſammlung zwingen —.

Das wäre ein erſchrecklich weitläufiger Weg, und der Euch überdies gar nichts frommte. Wie viele von Euch aus dem ganzen Lande würden bis zur Reſidenz kommen! Und wer in der Reſidenz würde denn auf Eurer Seite ſtehen? Die Regimenter würden Euch mit Bajonetten und Kanonen ſchön begrüßen. Nein, Ihr guten Leute, die Reſidenz überlaßt den Bewohnern der Reſidenz. Die werden dort ſchon fertig werden mit dem, was nöthig iſt. Fege Jeder vor ſeiner eignen Thür.

Die Bauern ſahen ſich einander fragend an.

Was hätten wir wohl vor unſerer Thür zu fegen?

Klagtet Ihr nicht über den Druck Eures Gutsherrn?

Ja wohl, Herr!

Sagtet Ihr nicht, daß Ihr arbeiten und Euch quälen und plagen müſſet, während er nichts thut? Daß Ihr kaum einen Kreuzer für ein Glas Bier übrig habt, während auf ſeinem Tiſche die feinſten Weine fließen?

So iſt es, Herr! So iſt es!

Sind nicht Eure alten Abgaben dieſelben geblieben? Iſt Euch nur ein Heller davon nachgelaſſen? Müßt Ihr nicht frohnden, ſchaarwerken, fahren, laufen, rennen, alles für Euren Gutsherrn, nichts für Euch ſelbſt?

So iſt es, Herr! So iſt es!

Und Ihr wolltet nicht wiſſen, was Ihr vor Eurer Thür zu fegen, was Ihr zu thun habt?

Ja, wir wiſſen es! Wir wiſſen es.

Laßt den Herrn es ſagen! Laßt ihn reden!

Was ſoll ich Euch ſagen? Ich weiß nicht, wo Euer Gutsherr wohnt.

Was wollen Sie damit ſagen, Herr? Unſer Gutsherr wohnt gleich auf der anderen Seite des Berges.

Nun, dann habt Ihr ja keinen weiten Weg zu ihm.

Wir ſollen zu ihm? Was ſollen wir bei ihm?

Närriſche Frage, Ihr lieben Leute. Weiß ich denn, worin Eure Abgaben und Eure Dienſte beſtehen, und wie hoch Ihr ihm verſchuldet ſeid?

Was meinen Sie damit, Herr? Sprechen Sie deutlich.

Ja, Du lieber Gott, Ihr braven, armen, gedrückten Leute, wenn Euer Gutsherr nicht von ſelbſt zu Euch kommt und Euch etwa demüthig bittet, Ihr möchtet doch ſo gut ſein, einen Nachlaß von den Abgaben und einen Erlaß der Dienſte von ihm anzunehmen, ſo wüßte ich in der Welt kein anderes Mittel für Euch — oder Ihr müßtet denn nach wie vor in Eurem alten Drucke verbleiben wollen. — Und wollt Ihr das?

Nein, nein! Wir wollen das nicht. Nennen Sie das Mittel!

Das Mittel! Das Mittel!

Ei, Ihr guten Leute, Ihr müßt eben hingehen und fordern, und wenn man Euch Euer gutes Recht in Güte nicht geben will —.

Der Redner wurde plötzlich unterbrochen.

Chriſtoph Beier war aus dem Inneren des Wirthshauſes zurückgekehrt.

Sein Geſicht war in dem Hauſe röther geworden. Seine Naſe funkelte heller; ſeine Augen waren trüber. Sein Gang ſchwankte.

Als er vor die Thür auf den freien Platz trat, und die Stimme des Fremden hörte, ſchien er zu ſtutzen. Einen Augenblick horchte er hin. Dann ſchwankte er näher. Auf einmal leuchteten die trüben Augen. Mit einem ſchnellen Satze ſprang er auf den Redenden ein.

Hallunke! Ha, Hallunke! rief er. Was machſt Du hier? Wie kommſt Du unter ehrliche Leute?

Er faßte den Fremden derbe bei den Schultern.

Der Fremde erſchrack. Aber er ſammelte ſich ſehr bald wieder.

Indem er ſich mit überlegener Kraft, und daher dem Anſcheine nach ſanft von dem betrunkenen, durch den Trunk entnervten Menſchen losmachte, wandte er ſich an die Menge und ſprach mit ſeiner ſanften Stimme:

Sehet Euch dieſen unglücklichen Menſchen an, Ihr lieben Leute. Sehet, welchen Gebrauch er von

Euren Gaben der Milde gemacht hat, wofür er Euch den Dank des Vaterlandes ausſprach!

Die Bauern lachten.

Aber Chriſtoph Beier wurde nicht verlegen.

Was? ſagte er. Du Heuchler! Willſt Du auch hier Deine Rolle ſpielen? Meinſt Du vielleicht, ich kenne Dich nicht? — Meine Herren, hören Sie! Hören Sie, meine Herren, welch ein Auswurf der Menſchheit ſich hier in Ihre Mitte zu ſchleichen gewußt hat. Hören Sie, wer dieſer Menſch iſt. Haben Sie wohl von dem Fanghund des Fürſten gehört, dem Lieutenant Braun?

Wer wollte den Menſchen nicht kennen, riefen die Bauern, der ſo viel Unglück über das Land gebracht hat!

Und haben Sie nicht von dem Fanghunde des Lieutenants Braun gehört, dem heuchleriſchen Schuft, dem Gendarmen Schultze?

Gewiß! Gewiß! Der war der ſchlimmſte!

Hier iſt er, meine Herren! Hier ſteht er vor Ihnen. Dieſer Menſch iſt der Gendarm Schultze, der Fanghund des Lieutenants Braun.

Die Bauern drängten ſich drohend zuſammen.

Meine Herren, ſagte ſanft der Fremde, Sie werden doch auf den verkommenen Trunkenbold nicht hören.

Der Trunkenbold rief lauter: Meine Herren, arretiren Sie den Menſchen. Im Namen des Vater-

landes. Herr Schulze dieſes Dorfes, Sie ſind dem Vaterlande verantwortlich für den Mann! Er war geflüchtet nach unſerer glorreichen Revolution; er und ſein ſauberer Herr. Niemand wußte ſeither, wo ſie geblieben waren. Wir müſſen ihn nach der Reſidenz ausliefern. Er iſt ein Feind des Vaterlandes; ein Verräther, der die Ruſſen ins Land bringen will.

Ihr braven Männer, ſprach der Fremde, meine Worte werden Euch deutlich genug geſagt haben, wer ich bin, ob ich ein Verräther, oder der Freund des Volkes bin.

Der Schulze machte eine wichtige Miene.

Die Feinde des Vaterlandes, ſagte er, gehen jetzt unter allerlei Masken umher, um ihre verderblichen Zwecke zu erreichen. Vor allen Dingen, Herr, kommt es darauf an, wer Sie ſind. Sind Sie wirklich der Gendarm Schultze?

Ach, meine braven Freunde, erwiderte der Fremde, wie verdorben iſt doch in jetziger Zeit die Welt. Auf Bummler und Taugenichtſe hört man; ihr Wort gilt gleich dem Evangelium; ſie regieren die Welt. Der ehrliche Mann, der es treu und gut meint, wird nicht geachtet, er wird verfolgt, beſchimpft. Der wohlmeinendſte Freund des Volkes wird als ein Verräther angeſehen, wenn es ſolch einem Bummler gefällt, ihn zu verdächtigen.

Der Schulze war zähe, wie er ſchon vorhin gezeigt hatte.

Auf das alles kommt es nicht an, ſagte er. Herr, wer ſind Sie?

Ich bin ein Freund des Volkes! Habe ich Ihnen das nicht gezeigt? Wer hat Euch, Ihr braven Männer, die Augen geöffnet über Eure wahren Rechte, über den Druck, der auf Euch laſtet, über Eure Dienſte, über Eure Frohnden?

Er iſt ein Verräther! Ein Ruſſenfreund! ſchrie Chriſtoph Beier.

Herr, ich will wiſſen, wer Sie ſind! ſagte entſchloſſen der Schulze.

Der Fremde beſann ſich.

Die Blicke Aller hingen erwartungsvoll an ſeinen Lippen.

Der Fremde hatte einen Entſchluß gefaßt.

Nun denn, ſagte er, ſo wiſſet Ihr guten Männer —.

Ha, er iſt es! Er iſt es! rief die Menge.

Nun ja, ſo wiſſet denn, daß, gleichwie auch im Himmel mehr Freude iſt über einen Sünder, welcher bereuet, denn über neun und neunzig Gerechte, ſo auch ich mit reuiger und deshalb freudiger Demuth bekenne, daß ich ein großer Sünder geweſen bin, der aber gegenwärtig —.

Herr, machen Sie nicht ſo viele Worte, und ſagen Sie rund heraus, wer Sie ſind?

Nun, mein gütiger Gott, ich ſage Ihnen ja —.

Herr, ſind Sie der Gendarm Schultze?

Nun ja, gewiß bin ich der.

Endlich! ſagte, den Schweiß ſich von der Stirne trocknend, der Schulze.

Ha, meine Herren, ſagte ich es nicht? ſchrie triumphirend Chriſtoph Beier.

Der Fanghund Brauns! Der Spion! Der Verräther! Der Ruſſenfreund! rief drohend die Menge.

Der Gendarm Schultze ſtand in der Mitte der drohenden Bewegungen, mit einem freundlichen, milden, ruhigen Geſichte.

Wenn Sie mich nur hören wollten, meine braven Herren! ſagte er.

Der Schulze des Dorfes aber erwiderte ihm gravitätiſch: Gendarm Schultze, Sie ſind Arreſtant! Der Richter wird Sie hören.

Doch zuerſt der Kreisrath, verſetzte milde der Gendarm Schultze.

Zu dem werde ich ſelber Sie transportiren.

Der Gendarm lächelte verſtohlen, aber ſehr vergnügt.

Wir Alle gehen mit! rief die Menge.

Der Schulze mit dem Verhafteten entfernte ſich.

Die Menge folgte.

Chriſtoph Beier kehrte allein in das Wirthshaus zurück, ohne Zweifel, um auch den neuen Triumph auf ſeine Weiſe zu feiern.

Das ſind ein paar ſchlechte Menſchen! ſagte mit innerem Abſcheu das Fräulein zu Eliſabeth Neumann.

Schlecht iſt blos der Eine, erwiderte Eliſabeth. Der Andere iſt nur verkommen. Aber gemein ſind ſie Beide. Der Eine in ſeiner Schlechtigkeit, der Andere in ſeinem Leichtſinn.

Wie triffſt Du mit ſo richtigen Worten das Wahre, Mädchen.

Ich möchte nur den eigentlichen Zweck des Schlechten von ihnen kennen. Der Andere, der Trunkenbold, wollte eben nur Geld zu Schnaps. Der Gendarm bezeichnete ihn richtig. Er iſt ein Bummler, eine Märzerrungenſchaft. Die Revolution und ſeine erlogenen Heldenthaten dabei ſind ſein Geſchäft, auf das er reiſet. Aber jener, der Gendarm, was mochte er eigentlich wollen?

Bemerkteſt Du ſeine Freude, als er hörte, daß man ihn zum Kreisrath bringen werde?

Wohl bemerkte ich ſie. Sie machte mir den Menſchen räthſelhafter. Wer nur dieſer Kreisrath ſein mag?

Da kommt Thereſe! Sie wird uns Auskunft geben können.

Eine ſchöne, volle, üppige Frau nahete ſich von dem Landhauſe her den beiden Spaziergängerinnen.

Es war die Generalin von Reuter.

Die Spaziergängerinnen gingen ihr entgegen.

Wenn das Fräulein wirklich die Abſicht gehabt hatte, die Generalin über den Kreisrath zu befragen, ſo mußte ſie dieſe, als ſie ihr näher getreten war, völlig vergeſſen haben.

Kaum hatte ſie einen Blick in das Auge der Generalin geworfen, als ihr Geſicht den Ausdruck der Beklommenheit, noch mehr, der Aengſtlichkeit annahm.

Du haſt mir etwas mitzutheilen, Thereſe! ſagte ſie, während raſch das Blut aus ihren Wangen trat.

Allerdings! antwortete gezwungen lächelnd die Generalin.

Du haſt keine angenehme Nachricht für mich.

Und woraus ſchließt dies meine beſorgte Freundin?

Dein Lächeln war erzwungen.

Bin ich Dir eine ſolche Heuchlerin?

Ach, Du biſt meine gütige Freundin, die ſtets nur darauf ſinnt, mir mein Unglück leichter zu machen.

Ich bin diesmal nicht die Botin eines Unglücks.

Aber einer Nachricht, auf die Du mich vorbereiten möchteſt.

Ich kann mich alſo in der That nur ſehr ſchlecht verſtellen?

Ich las es mit dem erſten Blick in deinem Geſichte.

Arme Freundin! In welcher furchtbaren ewigen Qual der Spannung, der Aufregung erhält Dich deine traurige Lage.

O Thereſe, willſt auch Du mich foltern?

Nein, Eliſe! — Felſen iſt hier!

Eliſe von Ritterholm wurde leichenblaß. Ihre Augen waren wie erloſchen. Ihre Lippen bebten. Ihr Körper wankte.

Sie fiel in die Arme von Eliſabeth Neumann.

Aber auch Eliſabeth Neumann bebte, und es waren zwei bleiche Geſichter, die ſich berührten.

Die Generalin von Reuter warf einen forſchenden Blick auf Beide.

Wo iſt er? preßten die bebenden Lippen Eliſens hervor.

Er wartet auf deine Erlaubniß, Dich zu ſprechen.

Unmöglich, Thereſe!

Erhole Dich, meine Freundin, von deiner Ueberraſchung, von dem Schreck, den die plötzliche Nachricht Dir verurſacht hat. Du ſiehſt, wie ſehr Recht ich hatte, wenn ich Dich vorbereiten wollte. Komm, laß uns einige Schritte auf und abgehen.

Sie nahm Eliſe von Ritterholm aus Eliſabeths Armen in die ihrigen.

Eliſabeth wollte ſich entfernen.

Eliſabeth, fuhr die Generalin mit einem eigenthümlichen, raſchen Blick auf das Mädchen fort, Eliſabeth wird uns begleiten, um Felſen nachher zu uns zu führen.

Eliſabeth Neumann erbebte von neuem.

Ich werde ihn nicht ſprechen, Thereſe, ſagte mit noch matter Stimme Eliſe von Ritterholm. Es iſt mir nicht möglich.

Du biſt in dieſem Augenblicke erſchüttert, Eliſe. Deine Kraft, ſeit Monaten ſo oft, und ſo furchtbar in Anſpruch genommen, iſt plötzlich gebrochen. Aber auch nur für den Augenblick. Sie wird zurückkehren, und Du wirſt nicht mehr unmöglich, Du wirſt natürlich finden, was Dir jetzt unmöglich, unnatürlich erſcheint.

Ich darf Felſen nie wiederſehen. Nie, Thereſe!

Ei, meine Freundin, Du mußt Felſen wiederſehen.

Du wirſt darauf beſtehen?

Ich halte es für meine Pflicht. Du mußt ihn ſprechen, um deinetwillen, um ſeinetwillen.

Thereſe, Du biſt meine theuerſte, meine innigſte Freundin! O Du biſt meine einzige Freundin. Du haſt mir hier ein Aſyl bei Dir gegeben, Du ſelbſt weißt, ein wie theures, ein wie unentbehrliches. Aber ich müßte alles aufgeben, ich müßte mich losreißen von hier, von Dir, wenn Du auf jenem Verlangen beſtändeſt.

Höre meine Gründe, Eliſe, und entſcheide dann ſelbſt.

Schone meiner, Thereſe. Ich würde Dir tauſend Gründe für das Gegentheil entgegenſetzen.

Zum Beiſpiel, meine Freundin?

Erwäge einfach die Lage. Während er, einſam, verlaſſen, arm, ſeines Vermögens beraubt, im Kerker ſaß, angeklagt, verfolgt als Hochverräther, während das Schwerdt des Henkers über ſeinem Haupte ſchwebte, verließ auch ich ihn, ich, die ihm Liebe und Treue bis zum Tode geſchworen, o ſo oft geſchworen hatte. Ich verließ ihn, ich gab einem Andern meine Hand.

Aber nicht Deine Liebe, nicht die Treue Deines Herzens.

O keine Sophismen, Eliſe. War denn meine Liebe zu ihm nicht ein Verbrechen, wenn mich der Altar mit einem Anderen verbunden hatte?

Du hatteſt ſeine Einwilligung.

Weil der ſtarke Mann für das zu ſchwache Weſen keine Liebe mehr empfinden konnte.

Du brachteſt ein Opfer der reinſten kindlichen Liebe. Er war groß und edel wie Du.

Er konnte mich nicht mehr lieben, er mit dem ſtarken, kräftigen Herzen.

Eliſe, nur die Liebe führt ihn zu Dir zurück.

Nicht die Liebe. Es iſt Großmuth, Mitleid. Ich bin arm, ich bin die Tochter eines Verbrechers, eines Ausgeworfenen. Ich bin ſelbſt eine Ausgeworfene. Er will ſich mir als Opfer darbringen.

Du kennſt die Männer nicht, Eliſe.

Ich kenne ſein Herz.

Gut, meine Freundin. Alles was Du mir da ſagſt, ſind eben nur Gründe dafür, daß Du Felſen ſprichſt. Ihr müßt klar gegen einander werden. Ihr ſeid Beide ein paar ſchöne, edle Herzen. Zwiſchen Euch darf nichts Fremdes bleiben, und nichts Fremdes treten. Das Herz des Einen muß auf den Grund des Anderen ſehen. Und damit Ihr das könnt, darf kein Dritter zwiſchen Euch treten. Felſen hat deine Erlaubniß bereits, Eliſe.

Nie!

Ich habe ſie ihm gegeben.

Thereſe!

Mache das Weitere mit ihm ſelber aus.

Hinter einer Laube her, unter dem fallenden Schnee der Kirſchblüthe ſchritt Felſen auf ſie zu.

Der ſtarke Mann ſchien ſich Gewalt anthun zu müſſen, um ſeinem Geſichte den Ausdruck der Beklommenheit, und ſeinen Schritten die Unſicherheit zu nehmen.

Die Generalin ließ den Arm Eliſens von Ritterholm los.

Thereſe, verlaß mich nicht, flehete die von neuem Erbleichende, am ganzen Körper Zitternde.

Die Generalin antwortete ihr nicht.

Sie warf wieder raſch einen eigenthümlichen, forſchenden Blick auf Eliſabeth Neumann.

Begleite mich, Eliſabeth, ſagte ſie. Die Mühe, Herrn von Felſen zu holen, iſt Dir erſpart.

Felſen ſchritt an Eliſabeth Neumann vorüber. Sein Blick begegnete dem ihrigen, Ihr Blick begegnete dem Seinigen.

Eine lebhafte Röthe durchflog ſein Geſicht.

Eine ſchnelle Bläſſe überzog Eliſabeths Wangen.

Du zögerſt, Eliſabeth? ſagte die Generalin.

Ich komme, gnädige Frau.

Die Generalin entfernte ſich, gefolgt von Eliſabeth Neumann.

Felſen nahete ſich Eliſen von Ritterholm.

Er reichte ihr ſeine Hand entgegen.

Eliſe! ſagte er.

Sie nahm ſeine Hand.

Er drückte die ihrige.

Meine arme, meine unglückliche Eliſe!

Sie haben das richtige Wort geſprochen, Felſen —.

Sie? Eliſe? Einſt hörte ich ein innigeres Wort. Sind wir uns ſo fremd geworden?

Nicht fremd, Felſen. Aber laſſen Sie uns ſofort klar werden über unſere Lage.

Eliſe, unſere Lage machen unſere Herzen. Es kommt nur darauf an, ob dieſe einander noch lieben.

Gewiß, und da laſſen Sie uns aufrichtig ſein.

Eliſe, Du — Sie — Ihr Herz —.

Laſſen Sie uns ſchweigen von meinem Herzen. Doch nein, wir wollen auch davon reden. Aber ſpäter. Wir müſſen ganz aufrichtig gegen einander ſein. Zuerſt von Ihrem Herzen, Felſen. Sprechen Sie offen. Lieben Sie mich noch? Können Sie mich noch lieben?

Eliſe —!

Sie werden meine Frage bejahen, Sie werden mir betheuern, beſchwören wollen, daß Ihr Herz mich noch liebt, wie früher. Sie werden mir damit keine Unwahrheit ſagen wollen —.

Gewiß nicht! Hören Sie mich.

Verſtehen Sie mich wohl, Felſen. Sie werden mir keine Unwahrheit ſagen wollen. Aber Sie werden ſie mir ſagen. Ihr Herz wird Sie, Sie werden ſich täuſchen. Unterbrechen Sie mich nicht, Felſen. Sie ſprachen vor wenigen Augenblicken das richtige Wort aus. Sie nannten mich eine Arme, Unglückliche. Das bin ich. Das bin ich auch Ihrem Herzen. Nur das, Felſen.

Eliſe, Sie halten mich für ſchlecht.

Nie, Felſen. Sie ſind der bravſte, der edelſte Mann. Sie haben mich einſt aufrichtig geliebt. Aber das war zu einer Zeit, da Sie mich noch nicht

kannten, da Sie mich noch nicht geprüft hatten. Sie haben mich ſeitdem kennen gelernt, ganz und gar, in meiner Schwäche, in meinem Schwanken, in meinem Mangel an Entſchloſſenheit und an Muth. Ihr Herz kann nur ein ſtarkes, muthiges, kann nur ein Herz lieben, das einigermaßen dem Ihrigen gleich ſteht. Sie fühlen Mitleid für mich, Felſen; das iſt alles.

Darf ich ſprechen, Eliſe?

Wozu das? Sie werden mir verſichern wollen, daß es dennoch Liebe ſei, was ſie für mich fühlen. Aber ich wiederhole Ihnen, Sie täuſchen ſich. Mich können Sie nicht täuſchen, Felſen. Meine Ueberzeugung ſteht feſt, unwiderruflich. Sie hat ſich in meine Seele eingegraben unter den bitterſten, ſchneidendſten Thränen der Reue, unter den furchtbarſten Leiden, die ein Menſchenherz tragen kann, ohne zu brechen. O, Eduard, wenn Sie die langen, ſchweren Nächte —.

Sie brach ab, und trocknete die Thränen, die unwillkührlich ihren Augen entſtrömten.

Felſen ſtand ſinnend vor ihr. Es ſchien ein wirres Gemiſch von Gefühlen und Gedanken in ſeinem Inneren thätig zu ſein. Sein Auge ſprach Ahnung, Gewißheit, Mitleid, Schmerz aus. Hatten die Worte Eliſens in ihm eine bisher nicht gekannte Ahnung, eine neue Gewißheit, hatten ſie zugleich den Schmerz über das Neue in ihm geweckt?

Eliſe, ſagte er, Sie behaupten, daß ich Sie nur früher geliebt hätte, zu einer Zeit, da ich Sie nicht gekannt. Wie täuſchen Sie ſich doch! Beruhet denn nicht die Liebe auf der vollſtändigſten, durchſichtigſten Kenntniß des Herzens, das man liebt?

Eliſe hatte ſich wieder geſammelt.

Sie philoſophiren, Felſen! ſagte ſie. Sehen Sie, wie ſehr Recht ich hatte. Sie müſſen ſich in die Liebe hineinphiloſophiren.

Ich wollte Ihnen nur den Urgrund Ihrer Behauptung beweiſen.

Laſſen wir auch das. Es würde unſere Lage nicht ändern. Sie ſprachen vorhin von meinem Herzen. Laſſen Sie uns darauf kommen.

Sie lieben mich nicht mehr, Eliſe?

O, Eduard — dieſe Frage —.

Eliſe, wir wollten aufrichtig gegen einander ſein.

Hören Sie, Felſen. Sie kennen meine ganze furchtbare Lage. Ich bin die Tochter eines Verbrechers. Mein Vater, der gemeinſten Verbrechen angeklagt, dort, in dem finſteren Gebäude, das Sie zwiſchen jenen Thürmen ſehen, unter den gemeinſten Verbrechern, unter dem Auswurfe der Menſchheit, ach, unter Genoſſen, auf den entſetzlichen Spruch harrend, der ihn den Knechten des Henkers überliefert —.

Fahren Sie nicht fort, Eliſe. Zerreißen Sie nicht Ihr Herz durch Qualen —.

Es iſt ſchon zerriſſen.

Eliſe, ich ſehe in Ihr Herz. Sie lieben mich noch. Sie werfen mir vor, daß ich mich täuſche. Aber Sie täuſchen ſich. Sie täuſchen ſich abſichtlich. Und Sie wollen auch mich täuſchen. Sie wollen die Gefühle meines Herzens für bloßes Mitleid ausgeben, um einen Vorwand zu haben für die Großmuth, die Sie gegen mich üben wollen. Ja, Eliſe, Sie wollen großmüthig gegen mich ſein, auf Koſten Ihrer, auf Koſten meiner Gefühle. Ich, der raſch Emporgeſtiegene, ſoll mein Schickſal nicht an das Ihrige, an das der Tochter des Unglücklichen, der ſelbſt Unglücklichen, Verlaſſenen knüpfen. Geſtehen Sie Eliſe, ob es nicht ſo iſt, und ob dieſes Gefühl nicht ein ſehr, ein völlig falſches iſt?

Beantworten Sie mir eine andere Frage, Felſen. Sie wiſſen, was meinen Vater erwartet. Es iſt darüber keine Täuſchung möglich. Ihn erwartet ein — ein Todesurtheil. Iſt es nicht ſo?

Felſen zuckte ſchweigend die Achſeln.

Sie beſtätigen es? Ich frage Sie einfach, Felſen, können Sie ſich das Herz einer Tochter, deren Vater der Hand des Henkers verfallen iſt, anders als zerriſſen denken? Kann in einem ſolchen Herzen noch

Liebe für einen Mann Raum haben? Und wenn, und wenn, könnten Sie die Liebe eines ſolchen Herzens, könnten Sie eine ſolche Liebe wollen?

Sie ſind grauſam.

Antworten Sie mir, Felſen. Aber um Gottes-willen nichts Alltägliches, nichts von der Zukunft, von der Zeit, die die ſchmerzlichſten Wunden heile. Würden Sie ein Herz wollen, in dem eine ſolche Wunde heilen könnte?

Eliſe, Sie ſind grauſam gegen ſich, gegen mich.

Sie haben keine Antwort.

Felſen kämpfte einen ſchweren Kampf mit ſich ſelber.

Ich hätte eine Antwort, ſagte er nach einer Weile. Aber ſie könnte eine grauſame, eine ſehr grauſame ſein.

Sie ſah ihn fragend an.

Reden Sie!

Wenn das Leben Ihres Vaters erhalten würde?

Wie? Wie wäre es möglich?

Eliſe von Ritterholm zitterte heftig, als ſie raſch die Worte ſprach.

Eine Begnadigung — antwortete Felſen zögernd.

Glauben Sie daran, Felſen? Würden Sie ſie bevorworten können? O, ſprechen Sie ganz aufrichtig. Sie nannten Ihre Antwort möglicherweiſe eine grauſame. Machen Sie ſie nicht zu einer entſetzlich grau-

ſamen. Die geängſtete Täuſchung würde Sie dazu machen. Glauben Sie an Begnadigung?

Nein! ſagte Felſen mit leiſer Stimme.

Eliſe bedeckte einen Augenblick ihr Geſicht, als wenn ſie die Todtenbläſſe verbergen wolle, von der es von neuem überzogen wurde.

Ich wußte es! ſagte ſie. Aber wenn auch, wenn Sie mir auch eine andere Antwort hätten geben können, mein Entſchluß hätte dennoch derſelbe bleiben müſſen. Das Herz des Weibes, wenn es einmal zerriſſen iſt, kann nie wieder heilen.

Eliſe, Sie haben ſich ſchwach, ſchwankend genannt. Ich finde Sie heute ſtarſinnig.

Ich war ſchwach. Ich bin zur Erkenntniß meiner Schwäche gelangt. Die furchtbaren Leiden der letzten Zeit haben zugleich mein Herz, meinen Willen geſtärkt. Mein Entſchluß ſteht feſt. Mein Herz gehört, ſeitdem meine arme Mutter dem Schrecken, dem Schmerze erlegen iſt, nur noch Einem, meinem unglücklichen Vater. Seinem Andenken, wenn er mir ganz entriſſen wird, ſeiner Pflege, ſeinem Troſte, ſeiner Aufrichtung, wenn er mir ſollte wieder geſchenkt werden. Sie werden, Sie können darin keinen Starrſinn finden, Felſen.

Verzeihen Sie mir, Eliſe. Verzeihen Sie meinem Schmerze. Sie haben ein ſchönes, edles Herz. Sie

ſagten, ich hätte Sie früher nicht gekannt. Sie hatten Recht. In dieſer Reinheit, in dieſer Klarheit hatte ich Sie nicht erkannt. Es wäre Vermeſſenheit, Ihnen jetzt von anderen Gefühlen reden zu wollen.

Nie, nie wieder, Felſen.

Eliſe!

Sie wollte ihm etwas antworten; aber ſie vermochte es nicht. Sie konnte nur einen ſchweren Seufzer aus ihrer Bruſt hervorholen. Dem Seufzer folgte eine krampfhafte Bewegung, als wenn ſie ein gewaltſam ſich hervordrängendes Schluchzen niederkämpfte. Sie ſchien ihre letzten Kräfte dazu anzuſtrengen. Nur mit der äußerſten Mühe konnte ſie ſich noch aufrecht halten. Gewiß fühlte ſie ſelbſt, daß ihre Kräfte kaum noch eine Minute anhalten würden.

Laſſen Sie uns ſcheiden, Felſen! ſagte ſie.

Felſen ſah ſie mit einem ungewiſſen Ausdrucke an.

Sie blickte bittend, flehend in ſein Auge.

Leben Sie wohl, Eliſe, ſagte er, meine theuerſte, meine treueſte Freundin.

Leben Sie wohl, Eduard.

Er nahm ihre Hand. Er wollte ſie an ſeine Lippen führen.

Einen Augenblick kämpfte ſie mit ſich ſelber.

Dann bot ſie ihm ihre Lippen dar.

Er drückte einen langen Kuß darauf.

Er entfernte ſich ſchweigend, raſch.

Eliſe von Ritterholm eilte in die Laube, an der ſie geſtanden hatten.

Sie warf ſich auf eine Bank.

Ihre Kraft war gebrochen.

Sie weinte laut, ſie ſchluchzte heftig.

Sie lag lange ſo.

Ein Wagen fuhr von dem Landhauſe ab.

Sie hörte es nicht.

Ein anderer Wagen kam nach einer Weile angefahren.

Sie hörte es wiederum nicht.

Die Sonne neigte ſich ihrem Untergange.

Auch der zweite Wagen war wieder abgefahren.

Eliſe von Ritterholm hatte nicht darauf geachtet.

Ihr heftiges Schluchzen hatte aufgehört.

Ihr Weinen hielt noch an. Aber es war nicht mehr laut; es war ein ſtilles Weinen.

Wohl war es ein deſto Schmerzlicheres.

Sie hatte das ſchwerſte Opfer gebracht, das ein Weib bringen kann, ihre Liebe. —

Eliſabeth Neumann erſchien in der Laube.

Sie war unruhig. Eine fieberhafte Röthe bedeckte ihre Wangen.

Sie trat leiſe ein.

Sie beugte ſich über das weinende Geſicht Eliſens von Ritterholm.

Eliſe gewahrte ſie.

Es war, als wenn ein Schauder ihren Körper durchziehe.

Iſt er fort? fragte ſie das Mädchen.

Eliſabeth nickte ſtumm mit dem Kopfe.

Hat Thereſe ihn geſprochen?

Ja!

Eliſabeth, ich bin unglücklich!

Armes Fräulein!

Laß uns zu Thereſen gehen!

Sie wird herkommen.

Wir gehen ihr entgegen.

Sie war in großer Unruhe.

Ueber Felſens Mittheilungen? Um ſo mehr muß ich ſie ſprechen.

Der Erbprinz war da.

Der Erbprinz?

Und der Hauptmann von Behr.

Ha!

Die Generalin befahl mir, zu Ihnen vorauszugehn. Sie werde ſogleich nachfolgen. Sie habe Ihnen eine wichtige Nachricht mitzutheilen. Sie müſſe ſich nur einen Augenblick ſammeln.

O Gott, was wird es wieder ſein!

Eliſabeth ſchwieg.

Sie war in großer Unruhe, ſagteſt Du?

Es ſchien mir ſo!

Auch Du biſt unruhig. Dein Geſicht glüht.

O, Fräulein! —

Was iſt es wieder?

Die Generalin kommt.

Die Generalin von Reuter kam.

Sie ſchien in der That in großer Aufregung zu ſein. Ihr Auge war unſtät; die Farbe ihres Geſichts wechſelte. Ihr Schritt war raſch.

Eliſe von Ritterholm ſprang auf. Sie trat ihr entgegen.

Thereſe, was bringſt Du?

Die Generalin zog ein Papier aus ihrem Buſen. Sie überreichte es der Freundin.

Lies, ſagte ſie.

Eliſe entfaltete das Papier. Sie warf einen Blick hinein.

Die Unterſchrift und das Siegel des Fürſten! rief ſie.

Lies, mein Kind.

Eliſe las.

„Ich befehle hierdurch, daß der Unterſuchungsgefangene A. von Ritterholm, deſſen Unterſuchungsprozeß ich niedergeſchlagen habe, angeſichts dieſes ſeiner Haft entlaſſen und auf freien Fuß geſetzt werde.“

Eliſens Stimme war beinahe erſtickt, als ſie die letzten Worte las.

Sie konnte an die Generalin nur noch die Frage richten: Von wem, Thereſe? Von wem?

Frage nicht! Frage nie danach! antwortete die Generalin heftig.

Eliſe von Ritterholm ſchien die Antwort nicht mehr gehört zu haben.

Sie lag ohnmächtig in den Armen der Generalin.

VI.

Der Beſuch.

Die Familie des Miniſters von Brunek gehörte zu den älteſten adlichen Familien des Landes. Die alten adlichen Familien des Landes waren ſchon ſeit längerer Zeit verarmt.

Die Märzrevolution hatte den Miniſter von Brunek von ſeinem Poſten entfernt. Er lebte ſeitdem zurückgezogen auf ſeinem Gute.

Das Gut lag in einer flachen, reizloſen Gegend. Seine Beſitzer hatten ſeit länger als hundert Jahren nichts für das Gut, nichts für die Gegend gethan.

Der Edelhof ſelbſt beſtand aus, wenn auch nicht eigentlich verfallenen, doch ſchlecht unterhaltenen Gebäuden. Der große Garten dahinter war faſt verwildert zu nennen. Auf dem Hofe vor den Gebäuden ſah es wüſt aus. Nur eine kleine, freundliche, ſorgſam gepflegte Gartenpartie unmittelbar unter den Fenſtern des Wohnhauſes ſtach ſonderbar, faſt traurig, gegen die allgemeine Vernachläſſigung ab.

Zur Seite des Edelhofes lag ein Dorf. Auch dieſes Dorf zeugte nicht von Wohlhabenheit. Indeß bildete es dennoch einen Kontraſt gegen das Gut. Die Felder, die den Bauern des Dorfes gehörten, befanden ſich in dem vollen wohlunterhaltenen Zuſtande einer fleißigen, betriebſamen Ackerwirthſchaft. Die Felder des Edelhofes waren vernachläſſigt, wie die Gebäude und der Hof des Gutes. Freilich gehörte nicht viel Feld mehr zu dem Gute. Der ſteigende Verfall des Vermögens mochte ſchon ſeit langer Zeit manchen Beſitzer zum Verkaufe einzelner Stücke gezwungen haben.

Es war des Morgens um neun Uhr. Die Familie des Miniſters ſaß am Kaffeetiſche. Die Lebensweiſe, die der Menſch von früheſter Jugend an geführt hat, wird zuletzt Herr über ihn. Er beſtimmt nicht mehr über ſie; ſie beſtimmt über ihn; ſie beherrſcht ihn. Auch die Familie des geweſenen Miniſters hatte die ariſtokratiſche Lebensweiſe der Miniſterzeit und des Reſidenzlebens beibehalten, freilich ſoweit die andere Zeit und das Landleben es geſtatteten. Man pflegte daher unter Anderem auch ſpät aufzuſtehen.

Die Familie, die bei dem Frühſtücke verſammelt war, beſtand aus dem Miniſter, ſeiner Gemahlin und ſeiner Tochter.

Die Phyſiognomien aller Drei zeigten eine unverkennbare, aus der Lage natürlich hervorgehende

Uebereinſtimmung. Sie zeigten aber auch manche Verſchiedenheit der inneren Zuſtände. Auf den Zügen Aller lagerte eine tief greifende und ſchwer laſtende Verſtimmung. Bei dem Miniſter war dieſe mit einer unruhigen, faſt fieberhaften Spannung und Ungeduld vermiſcht, die ſich in der Beweglichkeit der Geſichtsmuskeln, in einem raſchen Hin- und Herwerfen der Augen, in Trommeln mit den Fingern, ſelbſt in einer fortwährenden Bewegung der Füße kund gab. Dieſe anhaltende Lebhaftigkeit mochte auch wohl der Grund ſein, daß man eine Veränderung ſeiner äußeren Geſtalt an ihm nicht bemerkte; er ſah noch eben ſo wohl erhalten aus, wie früher. Die Miniſterin war dagegen äußerlich verfallen. Die Röthe, die früher das ganze ſtolze Geſicht bedeckte, war jetzt nur noch theilweiſe da; ſie hatte an manchen Stellen grauen Flecken und tiefen Runzeln Platz machen müſſen. Und wo ſie noch war, da hatte ſie ihre frühere Friſche verloren, Sie war dunkler, älter. Die Dame war beinahe nicht mehr ſchön zu nennen. Aber ſtolz war ihr Geſicht geblieben. Stolz und ruhig, wie in der ſicheren Erwartung, in dem Bewußtſein, daß die gegenwärtige Lage eine vorübergehende ſei, der bald die alte Zeit wieder folgen werde. Fräulein Amalie von Brunek war ſchön geblieben. Ihr Auge war ſogar lebhafter geworden. Sie ſchien Pläne zu machen.

Die Familie saß schweigend.

Des Fräuleins Blicke schweiften durch das geöffnete Fenster in die Höhe des blauen Himmels hinein.

Die Augen der Miniſterin ſenkten ſich ruhig ſinnend in den ſchwarzen Grund der gefüllten Kaffeetaſſe.

Die Augen des Miniſters irrten in dem Zimmer umher, über Bücher, über alte Zeitungen, nach den Fenſtern, nach der Thüre.

Der Unmuth plagte alle Drei, noch mehr aber wohl die Langeweile; trotz der Pläne der Einen, der Ruhe der Anderen, der Ungeduld des Dritten.

Der Miniſter ſtand auf. Er ſchritt mit großen Schritten durch das Zimmer. Er blieb bei einem Haufen alter Zeitungen ſtehen. Er nahm einige davon in die Hand. Er durchblätterte ſie. Er wandte ſich zu den Damen. Er öffnete den Mund, als wenn er über etwas, das er bei dem Durchblättern gefunden, eine Bemerkung machen wolle. Er verſchloß die Lippen wieder, als wenn ihm einfalle, daß er die Bemerkung ſchon früher gemacht habe. Er legte die Zeitungen fort. Er ging wieder in der Stube umher. Er öffnete nochmals die Lippen.

Ein langweiliges Leben, ſagte er.

Das Fräulein warf raſch das Auge auf ihn, ließ es aber eben ſo raſch wieder durch das Fenſter ſchweifen.

Die Miniſterin ſah von ihrer Taſſe nicht auf. Doch antwortete ſie.

Man muß die Geduld nicht verlieren, ſagte ſie.

Es iſt nicht Ungeduld, meine Liebe, antwortete der Miniſter. Es iſt das Verlangen nach Beſchäftigung, was mich verzehrt.

Ein anderes Wort für dieſelbe Sache.

Die Ungeduld iſt ziellos. Ich habe ein feſtes Ziel.

Auch die Ungeduld hat ihr Ziel; ſie verfehlt es nur zu oft, eben weil ſie Ungeduld iſt.

Du willſt mir Vorwürfe machen?

Ich wünſche nur, Dir ein klein wenig von meiner Ruhe mitzutheilen. Du biſt gar zu unruhig.

Ach, meine Liebe, ich würde ſehr, ich würde ganz ruhig ſein, wenn ich nur die Eine Nachricht, die eine einzige Gewißheit hätte.

Ich habe dieſe Gewißheit. Ich habe ſie immer gehabt.

Du kennſt ihn nicht ſo, wie ich.

Ich kenne ſeine Intereſſen.

Du warſt nicht Zeugin jener fürchterlichen Kataſtrophe.

Deſto mehr Zeugniß kann ich von Deiner Unentbehrlichkeit für ihn abiegen.

Er wird nie vergeſſen können.

Er wird vergeſſen müſſen.

Ich verließ ihn, ich, ſein erſter, ſein älteſter Rathgeber. Ich entfloh. Ich überließ ihn den rohen Händen des Pöbels, den Mißhandlungen. Er kann, er darf mich nicht wieder aufnehmen.

Laß uns ruhig und klar ſprechen, Brunek. Er muß zu Dir zurückkehren. Er muß Dir entgegenkommen.

Warum denn noch kein Wort, keine Zeile von ihm? Warum noch immer nicht ein einziges Zeichen?

Das iſt eben Deine Ungeduld. Du beachteſt die Verhältniſſe nicht.

Was kann ihn hindern, wenn er vergeſſen hat, wenn er vergeſſen will?

Er iſt nicht frei. Das iſt einfach der Schlüſſel des Räthſels.

Nicht frei? Nicht ſo frei, um mir ein einziges, kleines Zeichen zukommen zu laſſen?

Nein! Wie oft ſoll ich Dir das wiederholen?

Das Fräulein ſchien nur äußerlich dem Geſpräche der Eltern keine Aufmerkſamkeit gewidmet zu haben.

Der Antwort der Mutter fügte ſie mit einem feinen Lächeln bei: Mich dünkt, lieber Vater, was die Unfreiheit des Fürſten betrifft, ſo dürfte gerade dieſer Punkt Dir am wenigſten unbegreiflich ſein können.

Auch die Mutter lächelte.

Wie geſagt, bemerkte ſie, die Ungeduld verfehlt in der Regel ihres Zieles.

Der Miniſter hatte auf die Erinnerung der Tochter die Stirne gerunzelt.

Er hatte ſeinen Braun, ſagte er.

Der in Deinem Solde und Intereſſe ſtand, erwiderte die Miniſterin.

Der aber auch ſein eignes Intereſſe hatte und mich oft genug betrog.

Du erfuhrſt das alſo!

Nicht immer. Er hatte aber auch ſeinen Reuter.

Deinen Feind!

Gleichviel. Ich will nur den Beweis führen, daß ein Fürſt immer Perſonen hat, denen er ein Geheimniß anvertrauen darf.

Ich möchte im Gegentheil behaupten, daß der Fürſt gerade am wenigſten ſich auf die Verſchwiegenheit der Menſchen, und überhaupt auf ſeine Geheimniſſe verlaſſen kann. Indeß, abgeſehen hiervon wie von allem anderem, Dein Beweis trifft ſchon aus dem einen Grunde nicht zu, weil er einer ganz anderen Zeit entnommen iſt, als der gegenwärtigen. Der Fürſt, von dem Du ſprichſt, war ein abſoluter, der Fürſt, von dem es ſich jetzt handelt, iſt —.

Ein conſtitutioneller! fiel lachend der Miniſter ein. Vorhin lachtet Ihr, jetzt erlaubt, daß ich lache. Du willſt ſagen, früher habe der Fürſt regiert, jetzt regiere der Miniſter. Früher habe Jedermann den Fürſten

als den eigentlichen Herrn gefürchtet, und ich, der Miniſter, ſei die Nebenperſon geweſen. Jetzt aber fürchte man Herrn Schrader, oder Herrn Felſen, und der Fürſt ſei die Nebenperſon.

Nun, ſagte die Miniſterin etwas empfindlich, und wären Herr Schrader und Herr Felſen denn nicht die eigentlichen Regenten! Was iſt denn dieſer Conſtitutionalismus anders als die ein wenig verſchleierte rothe Republik?

Darin haſt Du Recht. Aber wer regierte denn zu meiner Zeit? Wer fürchtete mich nicht, wenn ich von ihm gefürchtet ſein wollte?

Du ließeſt mich nur meinen Satz nicht vollenden. Allerdings war es auch früher nicht der Fürſt, der regierte. Aber damals *glaubte* der Fürſt doch, daß er regiere. Und ſo wie er den *Namen* eines abſoluten Herrſchers führte, ſo meinte er auch, daß er ein unumſchränkter Selbſtherrſcher ſei.

Und was ſoll das?

Viel! Alles!

Ich bin geſpannt.

Die Meinung gab ihm den Muth der Selbſtſtändigkeit. Seine gegenwärtige Abhängigkeit oder vielmehr das Bewußtſein derſelben drückt ihn, nimmt ihm den Muth.

Der Miniſter wurde nachdenklich.

Habe ich Recht? fragte ſeine Gemahlin.

Allerdings! In der That! Wenn ich dabei ſeine Individualität beachte! Du ſcheinſt ſehr Recht zu haben.

Wem ſollte er ſich anvertrauen? Wer wird zu ihm gelaſſen? Hundert mißtrauiſche Augen belauern ihn. Keiner von ſeinen alten Räthen, Freunden, Vertrauten darf zu ihm. Schon der bloße Wunſch, Einen von ihnen wieder zu ſehen, wird von den neuen Regenten, dem ſouveränen Pöbel, als ein Landesverrath, als ein Staatsſtreich, als die Contrerevolution betrachtet, ausgeſchrieen und verdammt. Seine alten Diener ſind von neuen Spionen umgeben. Durch wen ſollte er Dir wohl ein Zeichen zuſenden können?

Der arme Herr! Er dauert mich! ſprach ſeufzend der Miniſter.

Die Miniſterin fuhr fort: Erinnere Dich der vielen und dennoch vergeblichen Mühe, nur Deine Zeilen in die Hände des Fürſten zu bringen. Man mußte zuletzt den alten Kammerdiener zum Vertrauten machen.

Dieſe Erinnerung ſchien den Miniſter wieder zu beunruhigen.

Wohl, verſetzte er, warum konnte ich auf demſelben Wege nicht eine Antwort erhalten?

Sprach ich nicht noch ſo eben von den neuen Spionen?

Unſer Ottomar war ſelbſt bei ihm.

Hat er Dir nicht die Verſicherungen der Gnade des Fürſten überbracht?

Mündlich!

Du ſelbſt erwähnteſt der Deprimirung des Fürſten.

Aus dem Munde des Kammerdieners!

Der nicht lügt.

Der nicht der Vertraute ſeines Herrn iſt.

Der ihn aber deſto genauer kennt.

Es iſt bei alledem auffallend!

Ich begreife deine Zweifel nicht. Daß der Fürſt dieſes Regiment nicht länger dulden kann, nicht länger dulden wird, ſieht ein Kind ein. Du ſelbſt weißt durch deine intimen Verbindungen am beſten, wie man ſchon an anderen Höfen alle Vorbereitungen zu der Contrerevolution trifft. Du kennſt unſeren, deinen Fürſten hinlänglich, um zu wiſſen, daß er, wenn es gilt, die ſchmachvollen Feſſeln dieſer Demokraten, dieſer Pöbelherrſchaft, dieſes Straßenregiments von ſich abzuſchütteln, daß wahrlich er unter den deutſchen Fürſten nicht der letzte wird ſein wollen.

Am Ende ſtimme ich Dir bei.

Ich hoffe es. Nun, wenn dann die Zeit der Contrerevolution eintrifft — und hoffentlich iſt ſie nicht mehr fern — wem ſoll der Fürſt dann ſein Vertrauen ſchenken? Auf wen ſoll er ſich ſtützen? Auf weſſen Talent? Auf weſſen Einſicht, Kenntniß der Lagen und

der Verhältniſſe? Auf weſſen Kraft? Auf wen anders, als auf Dich, kann nur ein halber Gedanke von ihm gerichtet ſein? Etwa auf den bornirten Amberg, der nicht einmal den Vorzug hat, ein Haudegen zu ſein? Oder auf den ſchwachköpfigen früheren Polizeiminiſter? Oder auf deinen jämmerlichen Vetter, den Biſchof, der zu der einfältigſten Intrigue zu ſchlecht iſt? Was für Männer wären denn ſonſt noch da? Vielleicht der plebeje Braun, dieſe Unteroffiziersnatur?

Du haſt Recht, meine Liebe. Wenn ich alles zuſammenrechne —

Freilich habe ich Einen vergeſſen.

Und?

Den General von Reuter.

Dieſen Abenteurer fürchte ich nicht mehr.

Ich hoffe das, und ich ſcherzte.

Seitdem ich ſeine fremden Beziehungen, ſeine geheime Pläne kenne, iſt der Menſch, wenigſtens für mich und für meine Pläne völlig unſchädlich. Es bedarf nur eines leiſen Winkes für den Fürſten, daß ſein Vertrauter mit nichts Geringerem umgehe, als ihn unmöglich zu machen, um den geiſtig und körperlich ſchwächlichen Erbprinzen auf den Thron zu bringen, um ein Weiberregiment zu gründen, deſſen Seele der Herr General ſein würde.

So iſt es. Indeſſen iſt das ein Wink von ſolcher

Schwerkraft und Entſcheidung, daß er erſt im letzten Augenblicke, im Falle einer dringenden Noth gegeben werden darf. Zur Unzeit gegeben, könnte er alles verderben.

Ich bin mit Dir einverſtanden. Reuter iſt nur unmittelbar vor einer Kataſtrophe zu ſtürzen, ſchon in Betracht der Macht ſeiner ſchönen Frau über den Erbprinzen.

Pah, rief ein wenig erbittert, Fräulein Amalie, die wieder ſehr genau zugehört haben mußte, zwiſchen die Unterhaltung. Die Frau iſt mehr intriguant als ſchön.

Gleichwohl, bemerkte der Miniſter, ſoll nach meinen Nachrichten, der Prinz völlig in ihren Feſſeln ſchmachten.

Auch nach den meinigen, Vater.

Auf alle Fälle, fuhr der Miniſter zu ſeiner Gemahlin fort, iſt der Fürſt ſchon durch unſere geheimen Agitationen für die Reſtauration uns ſicher. Was ich, was unſer Sohn, was deſſen Freunde, dieſe Alle, unter meiner Leitung, für die Sache des Fürſten jetzt im Stillen wirken, muß uns ihm nothwendig für alle Zeit unentbehrlich machen.

Der Bediente kam mit einer Mappe in das Zimmer. Er legte die Mappe ſchweigend auf den Tiſch, auf den Platz vor dem Miniſter, und entfernte ſich wieder.

Es war kein Miniſterportefeuille von rothem Marokin, das der Bediente gebracht hatte. Es war ein

wohlverſchloſſenes Felleiſen von derbem Leder. Es wurde von dem Gute täglich zu der benachbarten Poſtanſtalt geſchickt, um die Briefe für den Miniſter und ſeine Familie aufzunehmen.

Die Ankunft der Poſtſachen pflegt auf den einſamen Landgütern ſchon in gewöhnlichen Zeiten ein Ereigniß zu ſein. Sie bringt immer etwas Neues, etwas gegen die Alltäglichkeit und Langeweile des Landlebens, wenn auch nur die alltäglichen Neuigkeiten der Zeitungen. In den Zeiten der Aufregung, der Spannung, iſt ſie, namentlich für ſolche Bewohner des Landes, die bisher in dem lebendigen Treiben und Geräuſche der Welt gewohnt, und wohl gar eine thätige Rolle darin geſpielt haben, ein nahezu unentbehrliches Lebenselement.

Der Miniſter zog mit einer gewiſſen Haſt einen Schlüſſel hervor, den er an ſeine Uhrkette befeſtigt hatte — man ſah, er legte Gewicht auf den Verſchluß der Mappe — und ſchloß dieſe damit auf.

Seine Tochter nahete ſich ihm nicht ohne Neugierde.

Die Miniſterin blieb anſcheinend gleichgültig auf ihrem Platze.

Eine Menge Zeitungen und zwei Briefe fielen aus der geöffneten Mappe auf den Tiſch.

Der Miniſter griff zuerſt nach den Briefen.

Nur zwei? ſagte er, etwas unzufrieden.

Es iſt wohl keiner von ihnen für mich? ſagte das Fräulein, wie es ſchien nicht ohne Spannung.

Nein!

Das Fräulein ſchien ebenfalls unzufrieden zu ſein. Sie nahm eine der neuen Zeitungen, und las darin.

Der Miniſter beſah das Äußere der beiden Briefe. Er prüfte die Aufſchriften, die Siegel, die Ränder.

Ein verächtliches Lächeln umſpielte dabei ſeinen Lippen.

Sie ſind uneröffnet geblieben, ſagte er. Der Gedanke eines ſchwarzen Kabinets ſcheint den einfachen Leuten zu ſublim zu ſein.

Von wem ſind die Briefe? fragte die Miniſterin.

Der eine iſt von unſerem Banquier in der Reſidenz. Ich kenne Siegel und Handſchrift.

Der unverſchämte Menſch!

Ich vermuthe allerdings, daß er wieder mahnen wird.

Unzweifelhaft.

Er hätte es ſich alsdann, wie es ſcheint, zum Geſetze gemacht, regelmäßig jede Woche zudringlich zu werden.

Was ſchreibt er?

Der Miniſter hatte den Brief erbrochen. Er las ihn. Seine Stirne verfinſterte ſich.

Nun? fragte ungeduldig die Miniſterin.

Wie ich vermuthete. Er drohet ſogar mit Einklage und —

Das iſt zu arg.

Und Veröffentlichung der Art und Weiſe, wie ich das Capital von ihm geborgt und ihm bisher die Rückzahlung vorenthalten hätte.

Der Freche!

Dieſes hochmüthige Bürgerpack!

Dieſe unverſchämten Geldſäcke!

Wie kroch dieſes Geſindel früher, als die Macht noch in unſeren Händen war!

Die Miniſterin war aufgeſtanden.

Brunek, ſagte ſie, während ihre Augen Blitze ſchoſſen, wie viel werden wir zu vergelten haben, wenn die Macht in unſere Hände zurückkehrt!

Wir werden nichts vergeſſen, meine Liebe.

Der Miniſter legte den Brief zur Seite und nahm den zweiten. Er beſah ihn nochmals.

Der Brief kommt gleichfalls aus der Reſidenz, ſagte er, halb für ſich, halb zu ſeiner Gemahlin.

Von wem? fragte dieſe wiederholt.

Aufſchrift und Siegel ſind mir völlig unbekannt.

Er öffnete ihn. Er warf einen flüchtigen Blick hinein.

Er ſchien überraſcht.

Er ſah noch einmal hinein.

Dann beſah er wieder die Aufſchrift und das Siegel.

Er ſchüttelte den Kopf.

Er faltete den Brief wieder zu, und legte ihn

genau wieder ſo zuſammen, wie er vor dem Aufbrechen geweſen war. Er prüfte wiederholt das Siegel, die Ränder des Papiers. Er prüfte, langſam, ſehr genau.

Er ſchien beruhigt zu werden.

Es iſt alles unverletzt, ſagte er. Der Inhalt iſt nicht geleſen.

Der Brief ſcheint eine wichtige Nachricht zu enthalten, warf die Miniſterin hin, mehr Neugierde zeigend, als ſie verbergen wollte.

Durchaus nicht, meine Liebe, antwortete der Miniſter.

Und doch legſt Du ihm Wichtigkeit bei.

Weil er mir unbegreiflich iſt.

Der Brief?

Allerdings.

Du machſt mich begierig.

Höre.

Er las: Ihr Herr Sohn wird heute zurückkehren und bittet Sie daher, einheimiſch zu bleiben. Im Auftrage: Müller.

Das iſt alles? fragte gleichfalls überraſcht die Miniſterin.

Alles! Das Blatt enthält keinen Buchſtaben weiter.

Das iſt allerdings merkwürdig.

Ein Scherz, den Ottomar ſich erlaubt hätte, kann es nicht ſein.

Unzweifelhaft nicht.

Kennſt Du einen Müller?

Ich beſinne mich vergebens.

Hat Ottomar eine Bekanntſchaft dieſes Namens?

Ich weiß davon nichts.

Ich gleichfalls nicht.

Auch ich nicht, ſagte das Fräulein, die zugehört hatte.

Was mag der Brief zu bedeuten haben? fuhr der Miniſter ſinnend fort. Daß Ottomar heute zurückkommen werde, konnten wir vermuthen.

Wenn das auch nicht, es iſt eine ſehr gleichgültige Sache.

Ich habe ohnehin dieſes Gut auf keine Stunde verlaſſen, ſeitdem ich hier wohne. Wozu alſo die Aufforderung, mich heute nicht zu entfernen?

Heute, ſagſt Du?

Heute, ſagt der Brief.

Und von welchem Datum iſt er?

Er hat kein Datum. Wieder ein Räthſel.

Wann iſt er zur Poſt gegeben?

Der Miniſter beſah das Couvert des Briefes.

Geſtern, antwortete er.

Und wo? In der Reſidenz?

In der Reſidenz.

Und heute ſoll Ottomar zurückkehren?

Und heute ſoll ich zu Hauſe bleiben.

Heute! Wann iſt dieſes Heute?

Es iſt das alles räthſelhaft.

Das Fräulein nahete ſich ihren Eltern.

Eins iſt klar, ſagte ſie, und damit müſſen wir uns allerſeits vorläufig begnügen. Der Abſender des Briefes, der hat berechnen können, daß der Brief heute hier eintreffe, wünſcht, daß der Vater heute hier ſei. Daraus geht denn ferner hervor, daß, — wenn keine Myſtification vorliegt, an die ich nicht glaube — wir heute hier etwas Ungewöhnliches zu erwarten haben, wahrſcheinlich einen Beſuch.

Alles richtig, meine Tochter, verſetzte der Miniſter. Aber welcher Beſuch könnte das ſein?

Jedenfalls ein Beſuch neben dem Ottomars, denn daß der Zweck des Briefes nicht war, dieſen anzumelden, darüber ſind wir wohl Alle einverſtanden.

Gewiß. Nur ſehe ich nicht ein, wozu gerade dieſer Vorwand.

Der Brief, lieber Vater, antwortete die Tochter, wieder fein lächelnd, rührt unſtreitig von einer Perſon her, die, gleich Dir, an die vormärzliche Zeit, das ſchwarze Kabinet, glaubt. Sie hat dem unberufenen Leſer einen möglich unverfänglichen Inhalt geben wollen.

Um ſo räthſelhafter würde der angekündigte Beſuch erſcheinen.

Der muthmaßliche, verbeſſerte die Miniſterin.

Und um ſo wichtiger, ſetzte die Tochter hinzu.

Ich ſinne vergeblich nach, ſagte der Miniſter, indem er zu gleicher Zeit mit den Fingern der einen

Hand eine Priſe zur Naſe führte, und mit denen der anderen Hand ſeine Stirne rieb.

Wir wollen uns den Kopf nicht darüber zerbrechen, ſagte lächelnd das Fräulein, indem ſie wieder in ihrer Zeitung las.

Wir werden es erfahren, bemerkte die Miniſterin, indem ſie gleichfalls ein Zeitungsblatt nahm.

Der Miniſter fuhr fort, ſinnend, und Priſen nehmend und die Stirn reibend, im Zimmer auf und ab zu gehen.

Das Schweigen, das unter den drei Mitgliedern der Familie längere Zeit herrſchte, wurde durch ein lautes Lachen des Fräuleins unterbrochen.

Das Lachen veranlaßte die Miniſterin, von der Zeitung, in der ſie, ihrer Seits ſehr ernſt, geleſen hatte, aufzublicken.

Der Grund dieſes Lachens, Amalie? fragte ſie.

Die neue Zeit! antwortete weiter lachend, die Tochter.

In welcher Zeitung lieſeſt Du? fragte, gleichfalls aufmerkſam geworden, der Miniſter.

Ich leſe nur das Oppoſitionsblatt, antwortete mit einem gewiſſen Stolze das Fräulein.

Sie kann, ergänzte die Mutter, ſich nicht dazu entſchließen, den Serviliſmus des Tages gegen das Pöbelregiment anzuſehen.

Sie hat Recht, bemerkte der Miniſter. Es liegt

etwas tief Ekelhaftes darin. Männer, die früher kein größeres Glück kannten, als in der Gnade des Fürſten ſich zu ſonnen, denen eine Ungnade des Fürſten, ja nur ein finſterer, mißbilligender Blick von mir, den Schlagfluß oder die Schwindſucht zugezogen haben würde, ſie ſind jetzt die eifrigſten, die unermüdlichſten, das alte Regiment mit Füßen zu treten, um dem neuen den Speichel zu lecken.

Es herrſcht, ſetzte die Miniſterin hinzu, überall ein ſchwarzer Undank, eine tiefe Entſittlichung.

Wie werden ſie, dieſe Elenden, nächſtens wieder in unſer Lager zurücklaufen!

Wollen! ſagte die Miniſterin. Aber auf unſerer Seite wird die Vergeltung ſein, eine gerechte, eine ſchwere Vergeltung.

Sie wird! Sie wird! verſicherte der Miniſter.

Aber worüber lachteſt Du, Amalie? fragte wiederholt die Miniſterin.

Ueber alles, liebe Mutter. Ueber alles, was ich hier leſe. Das Treiben dieſer Leute iſt köſtlich, von dem des erſten Miniſters, des Collegen des Herrn Papa an —

Ah, zuckte unwillig der Miniſter.

Bis zu dem des gemeinſten Straßenbummlers herunter.

Erzähle!

Zuerſt vom Hofe?

Auch an den Hof wagt man ſich?

Hören Sie nur. Vor einigen Tagen hat der Prinz ſeinen Geburtstag gehabt. Man hat ihn natürlich in der gegenwärtigen Zeit nur en famille gefeiert. Die Herren Miniſter, die Träger des Willens des ſouveränen Volkes, hat man indeß natürlich zur Gratulation zulaſſen müſſen! Nun hat aber auch mit Gewalt die Frau Gemahlin des Herrn Miniſterpräſidenten an den Hof gewollt, um ihre Glückwünſche ebenfalls darzubringen.

Die Bürgerliche an den Hof! rief faſt entrüſtet die Miniſterin aus.

Der alte Schröder, bemerkte der Miniſter, iſt ein würdiger Mann.

Aber ich bitte Dich, dieſer Dünkel! Dieſer gemeine Dünkel der Notüre! Dieſe Perſon an den Hof!

Höre weiter, Mutter. Nicht die Dame allein hat gratuliren wollen, auf ihre beiden Töchter ſcheint ſie es hauptſächlich abgeſehen zu haben.

Die Töchter? Ich bitte Dich, Amalie, die Töchter?

Die Zeitung ſagt es.

Es iſt ein Glück, daß dieſe Menſchen in ihrer Gemeinheit gleich ſo koloſſal ſind, daß ſie ſofort der Lächerlichkeit verfallen müſſen. Erzähle weiter.

Nun, es hat einen harten Kampf gekoſtet, zuerſt

mit dem Hofmarſchall, dann mit dem Fürſten, zuletzt gar mit der armen Fürſtin. Denn, mein lieber Vater, ein wie würdiger Mann auch dein gegenwärtiger College oder Nachfolger ſein mag, ſeine Gemahlin iſt immer in weit höherem Grade eine Närrin, von der es längſt bekannt war, daß ſie den alten, würdigen Mann beherrſcht.

Das Reſultat, Amalie? drängte die Miniſterin.

Beide Theile haben Recht bekommen.

Was? Eine Bürgerliche zur Cour? Zur Gratulationscour? Man hat nachgegeben?

Höre! Die Fürſtin hat nicht nachgegeben. Die Dame iſt nicht an den Hof gekommen. Allein mitten während der Cour fährt ein Wagen vor, zwei junge Damen, ganz allein, gib genau Acht, Mutter, ganz allein, ſteigen aus, begeben ſich ohne Umſtände in das Schloß, gehen — ganz allein — in das Vorzimmer, in dem die Adjutanten ſich aufhalten, und bitten dem Erbprinzen gemeldet zu werden, um ihre unterthänigſten Glückwünſche abzuſtatten, die ihr Patriotismus unmöglich zurückhalten könne.

Und die Damen waren die Töchter des Miniſters?

Waren die Töchter des Miniſters.

Unerhört!

Frech oder lächerlich?

Beides. Dumm, gemein, lächerlich! Alles was Du willſt! Und das Ende?

Man iſt natürlich verlegen geworden. Um den alten Mann nicht zu beleidigen, wahrſcheinlich auch in Berückſichtigung der Herrſchaft des ſouveränen Pöbels, wovon man ein Stücklein vor ſich ſah, hat man das Auskunftsmittel getroffen, die Damen in ein abgelegenes Cabinet zu führen, wo ſie, blos in Gegenwart der Fürſtin, dem Prinzen ihre zärtlichen Gefühle dargelegt haben.

Vortrefflich! Und doch noch zu viel! rief die Miniſterin aus. — Man muß geſtehen, — ſetzte ſie lachend hinzu, dieſe freie Preſſe gewährt doch manches Vergnügen.

Das Fräulein bemerkte: Ich ſehe in dieſem neuen Regiment auf allen Seiten den Eſel, der die Laute ſchlagen will. So auch in dieſen Kammerdebatten. Sie haben darum auch für mich etwas köſtlich Unterhaltendes, wie langweilig ſie an ſich ſein mögen.

O meine Tochter, fiel der Miniſter ein, Du haſt da eine ſehr wahre Bemerkung gemacht. Dieſer Eſel, der die Laute ſchlagen will, und ſie nicht anzufaſſen weiß, dieſer Eſel und ſeine Mißtöne überall, auf allen Seiten, ſind ein großes Glück für uns. Ich verſichere Dich, daß auch ich gerade den Kammerdebatten mit dem lebhafteſten Intereſſe folge, aber auch mit deſto größerer Befriedigung, je mehr Unſinn ſie entfalten. Dieſer Unſinn, dieſe langweiligen Zänkereien,

ſie gerade ſind es, die uns retten. Wie lange ſind dieſe guten Patrioten, dieſe Freunde des Volkes, dieſe Retter, Befreier und Beglücker des Landes, nun ſchon beiſammen! Und was haben ſie gethan? Womit haben ſie das Volk, das Land beglückt? Womit anders, als mit leeren Woren, mit Phraſen, Zänkereien, unfruchtbaren philoſophiſchen Sätzen, lebloſen Phantaſieen, todtgebornen Projecten und dergleichen Sachen! Zu einem Handeln ſind ſie noch nicht gekommen, noch nicht einmal zu Organen für ihr Handeln, für ihr Volksbeglücken.

Der Miniſter wurde unterbrochen.

Er mußte in ein Thema gerathen ſein, das er ſchon oft berührt hatte, und das daher den Damen hinlänglich bekannt war. Sie hatten wenigſtens, ohne ihm beſondere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, ſich wieder den Zeitungen zugewandt.

Beſonders eifrig las die Miniſterin.

Auf einmal ſprang ſie heftig auf, und indem die Röthe ihres Geſichtes faſt braun wurde, entfuhr ein lautes Pfui! ihren Lippen.

Gemahl und Tochter wandten ſich ihr zu.

Was ereifert Dich? fragte der Miniſter.

Pfui! wiederholte die Miniſterin heftiger. Pfui über dieſe Frechheit, über dieſe ſchamloſe Frechheit! Es zeigt ſich doch alle Tage mehr, wie nothwendig die Cenſur war.

Was gibt es denn, meine Liebe?

Was es gibt? Da, lies ſelbſt. Ich mag das Schandzeug nicht laut leſen.

Sie reichte ihr Zeitungsblatt dem Miniſter hin.

Der Miniſter warf einen Blick hinein.

Er erbleichte.

Das iſt ſtark! ſagte er.

Woher mag das Geſindel die Thatſachen haben?

Das iſt Verrath! Niederträchtiger Verrath!

Darf ich erfahren, wovon die Rede iſt? fragte das Fräulein.

Auch Dich betrifft es, rief zornig die Mutter.

Mich? Die Zeitung?

Dich, mich, den Vater, uns Alle.

Um was handelt es ſich denn?

Du biſt unbekannt damit.

Und es betrifft dennoch auch mich? So werde ich es wohl erfahren müſſen.

Du ſollſt es erfahren. Es wird von der Verwendung der Staatsgelder unter dem früheren Regiment geſprochen, unter dem Regiment Deines Vaters. Es ſollen hohe Summen unterſchlagen, den nothwendigen Staatseinrichtungen entzogen, Wittwen und Waiſen vorenthalten ſein, um ſie für uns und unſere armen Verwandten zu verwenden. Unſer Vetter, der

Biſchof, wird genannt und ſein nichtswürdiger Sohn. Und ſodann Du und wir Alle.

Aber ſo erzähle, Mutter.

Deine Putzſucht und deine galanten Abenteuer, meine Spielwuth, unſer Aller Verſchwendung ſoll uns ruinirt haben, trotz dem daß der Vater freie Hand in den fürſtlichen Caſſen gehabt habe. Um ſich zu retten, ſoll er zuletzt die kurz vor der Revolution eingegangenen Gelder für die durch das Land marſchirten fremden Truppen den Quartiergebern, denen ſie erſtattet werden ſollten, entzogen und für ſich verwendet haben.

Iſt dieſe Thatſache wahr? fragte die Tochter.

Der Miniſter ſchwieg.

Die Miniſterin antwortete heftig: Nein!

So muß man den Zeitungsſchreiber wegen Verleumdung belangen.

Das geht aber nicht an.

Warum nicht?

Der Vater hat das Geld mit einer hohen Perſon getheilt.

Das iſt freilich ſchlimm!

Freilich.

Der Miniſter nahm das Wort.

Es iſt Zeit, ſagte er, daß dieſem Skandal ein Ende gemacht wird. Ach, wenn doch dieſer Revolution noch heute der Kopf zertreten werden möchte!

Er ging wieder mit großen Schritten im Zimmer umher.

Das Fräulein fuhr fort, in ihrem Oppoſitionsblatte zu leſen.

Die Miniſterin nahm ein anderes Zeitungsblatt und las eifrig darin.

Der angeregte Gegenſtand mochte zu unangenehm ſein, als daß man ihn weiter berühren wollte. Man las allerſeits deſto eifriger.

Die Miniſterin hatte kaum eine Minute geleſen, als ſie plötzlich wieder ſehr unruhig wurde. Ihre Geberden verriethen eine lebhafte Ueberraſchung.

Welche Nachricht! fuhr ſie auf. Ritterholm —.

Was iſt mit ihm? riefen zu gleicher Zeit Vater und Tochter.

Es iſt unbegreiflich!

Was iſt es?

Es iſt nicht möglich! Es wird wieder eine gewöhnliche Zeitungslüge ſein.

Aber, meine Liebe, ſo rede!

Es iſt abgeſchmakt.

Mutter, Du machſt uns ungeduldig.

Höret! Die Zeitung ſchreibt: „So eben geht uns die völlig verbürgte Nachricht zu, daß der wegen vielfacher ſchwerer Verbrechen in dem Centralunterſuchungsgefängniſſe der Provinz Oberland detinirte Baron von Ritterholm durch einen unerklärlichen

Betrug aus ſeiner Haft befreit worden iſt. Vor einigen Abenden erſchien die Tochter des Verbrechers in einer Equipage, blos von dem Kutſcher und einer Dienerin begleitet, meldete ſich bei dem Director der Gefangenanſtalt, producirte ein allerhöchſtes Kabinetsſchreiben, worin die Niederſchlagung der Unterſuchung gegen ihren Vater, und deſſen Entlaſſung aus der Haft anbefohlen war, und verlangte die ſofortige Freilaſſung ihres Vaters. Das Document trug keine erkennbare Spuren einer Fälſchung; es war mit der Unterſchrift und dem Siegel des Fürſten, ſo wie mit der Contraſignatur des Juſtizminiſters verſehen. Die Beamten konnten daher zu irgend einem Verdachte keine Veranlaſſung finden, und die Freilaſſung erfolgte. Gleichwohl hat ein Betrug ſtattgefunden. Weder im Kabinet, noch im Juſtizminiſterium iſt von der Order etwas bekannt; die Unterſchriften Seiner Hoheit und des Juſtizminiſters ſollen, allerdings ſehr täuſchend, nachgeahmt, das Siegel jedoch ſoll echt ſein. Mit der Unterſuchung des unerhörten Betruges iſt man beſchäftigt. Der Verbrecher hat ſich unterdeß glaubhaftem Vernehmen nach mit ſeiner Tochter bereits nach Amerika eingeſchifft. An Mitteln ſoll es ihnen nicht fehlen, da der Entflohene ſchon früher in auswärtigen Banken bedeutende Summen für ſeine Tochter niedergelegt hatte."

Der Miniſter und das Fräulein hatten der Vorleſung ſchweigend zugehört. Keiner von ihnen hatte auch nur einen Verſuch der Unterbrechung gemacht. Sie ſchienen ſich ganz dem Eindrucke hinzugeben, den das Vorgeleſene auf ſie hervorbrachte. Daß dieſer Eindruck ein tief eindringender war, ſah man an den geſpannten Mienen, an dem unausgeſetzten Spiel der Muskeln, das während des Zuhörens ihre Geſichter wie ihre Hände in Bewegung ſetzte. Im Reſultate ſchien der Eindruck zugleich ein befriedigender zu ſein, wenn gleichwohl auf ſehr verſchiedene Weiſe.

Im Grunde, ſagte der Miniſter, nach einigem Nachdenken, können wir mit dieſem Ende zufrieden ſein; der Betrüger, ſei er welcher er wolle, hat auch uns einen Dienſt geleiſtet. Die Hinrichtung des Menſchen, und wenn er dieſer auch durch die Gnade des Fürſten entgangen wäre, ſeine Detention im Zuchthauſe hätte immer einen neuen Eklat gegeben, deſſen Finger zunächſt auf uns gewieſen hätten.

Freilich, obwohl jener freche Geldſtolz —, bemerkte die Miniſterin, ohne ihren Satz zu vollenden.

Das Fräulein ſah ihre Mutter fragend an, als wenn ſie das Ende des Satzes erwarte.

Als die Miniſterin gleichwohl nicht antwortete, fragte Fräulein Amalie nach einer Weile: Die Tochter iſt mit dem Vater nach Amerika? Nicht wahr, ſo laſeſt Du, Mutter?

So ſagt die Zeitung.

Des Fräuleins Auge nahm einen triumphirenden Blick an.

Ah, mein Herr von Felſen! murmelte ſie leiſe vor ſich hin.

Der Miniſter war wieder ſehr nachdenklich geworden.

An den Thatſachen iſt nicht zu zweifeln, ſagte er. Die Mittheilung ſteht in einem, der Regierung befreundeten Blatte. Sie ſcheint ſogar, ihrer Faſſung nach, aus dem Miniſterium ſelbſt herzurühren. Wo, auf welcher Seite mag der Betrüger ſtecken?

Das iſt die Frage! verſetzte die Miniſterin.

Den alten, ehrlichen Juſtizminiſter ſpreche ich von jeder Theilnahme frei.

Auch den Fürſten?

Auch er ſteht außer der Intrigue. Was ſollte ihn bewogen haben, ſich in ſie zu miſchen?

Ich finde freilich keinen Grund.

Was meinſt Du von Felſen, meine Liebe?

Nein! rief das Fräulein auf einmal ſehr heftig.

Beide Eltern ſahen ſie erſtaunt an.

Du ſprichſt das ſo beſtimmt aus, Amalie?

Ja! antwortete die Tochter kurz.

Du mußt beſondere Gründe haben.

Ich habe ſie.

Der Miniſter ſchien ſich plötzlich auf etwas zu beſinnen.

Nur die Unterſchriften der Kabinetsorder ſollten falſch ſein? fragte er.

Die Mittheilung behauptet ſo.

Und das Siegel war echt?

Ja!

Das Siegel des Fürſten?

Das Siegel des Fürſten.

Mir kommt ein ſonderbarer Gedanke.

Nun?

Erinnert Ihr Euch eines, freilich ſehr ungewiß gehaltenen Gerüchts, daß während des Ueberfalls des Fürſten in ſeinem Kabinet am zwanzigſten März, der Siegelring des Herrn verſchwunden ſein ſoll?

Ich habe davon reden hören.

Niemand achtete damals weiter darauf. Man glaubte an einen gewöhnlichen Diebſtahl des Goldes. Wie, wenn jener Diebſtahl mit dieſer Befreiungsordre in Verbindung ſtände?

Ich ſehe das Band nicht, das ſie ſollte mit einander verbinden können.

Ich ebenfalls nicht.

So fehlt es uns.

Ich ſehe es nur zur Zeit nicht.

Ich fürchte, Du wirſt es nie finden.

Wer weiß!

Zum Leſen der Zeitungen ſchien Niemand eine weitere Luſt zu haben.

Die Stunde des Morgenſpazierganges nahet, ſagte die Miniſterin zu dem Fräulein. Ich denke, wir machen unſere Toilette.

Mutter und Tochter entfernten ſich.

Der Miniſter ging in tiefem Sinnen und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Ein Beſuch? ſagte er. Amalie wird Recht haben. — Unzweifelhaft! — Aber wer? — Wer? —

Der eintretende Bediente unterbrach das Selbſtgeſpräch.

Der Mann ſchien verlegen zu ſein.

Erzellenz! ſagte er leiſe und langſam.

Was gibt es?

Eine Deputation wünſcht Eure Erzellenz zu ſprechen.

Der Miniſter fuhr auf.

Eine Deputation?

Von Bauern.

Ah —! Woher?

Aus dem Dorfe.

Was will man?

Die Leute wollen es nur Eurer Erzellenz ſelbſt ſagen.

Weiſe ſie zurück.

Unter welchem Vorwande?

Vorwand! Ich habe keine Luſt, ſie zu ſprechen.

Die Menſchen ſind ſo grob jetzt.

Um ſo mehr!

Sie ſchienen zudem aufgeregt zu ſein.

Der Miniſter beſann ſich einen Augenblick.

Laß ſie eintreten.

Der Bediente entfernte ſich.

Gleich darauf erſchienen drei Bauern im Zimmer.

Der Miniſter redete ſie mit Ruhe, aber nicht ohne den Stolz des Miniſters, des Edelmannes, des Gutsherrn, an.

Ihr ſeid aus meinem Dorfe?

Er legte Nachdruck auf das Wort: mein.

Einer der Bauern führte das Wort.

Ja, gnädiger Herr! antwortete er, ebenfalls ruhig, aber nicht demüthig, auch nicht hochmüthig.

Habt Ihr jemals Klagen über mich gehabt?

Ich wüßte nicht, Exzellenz.

Auch ich wüßte es nicht.

Wir haben auch immer alles geduldig gethan und gegeben, was von uns verlangt wurde.

Habe ich je etwas gegen Recht und Geſetz von Euch verlangt?

Daß ich nicht wüßte.

Oder auch nur gegen die Billigkeit?

Der Bauer ſchwieg; er ſchien verwirrt geworden zu ſein; das Weſen des Miniſters ſchien ihm zu imponiren.

Ihr ſchweigt? fragte der Miniſter.

Der Bauer ſah verlegen ſeine Gefährten an.

Sie nickten ihm Muth zu.

Selbſt zu ſprechen, dazu ſchien auch ihnen der Muth zu fehlen.

So recht nicht! ſtammelte der Bauer mühſam hervor.

Unrecht, unbillig alſo? Und Ihr habt es mir nie geklagt?

Der Bauer ſchwieg verlegen.

Was wollt Ihr jetzt von mir?

Die Bauern ſahen einander an.

Wollt Ihr klagen?

Ja, Herr!

So ſprecht.

Gnädiger Herr, wir haben in unſerem Dorfe die Ortsarmen zu ernähren.

Wie jede Gemeinde im Lande.

Es wird uns aber ſehr ſauer, Herr!

Wie leider gleichfalls jetzt überall im Lande.

Unſere Gemeinde iſt ſelbſt arm, und unſerer Armen ſind viele.

Ich bedaure es.

Und da wollten wir nun —

Wenn Ihr mich um einen Beitrag zu Eurer Armenkaſſe bitten wollt, ſo thut es mir leid, Euch nicht helfen zu können. Ich habe meine eignen Gutsarmen zu ernähren.

Ja, gnädiger Herr, das iſt es eben, warum wir gekommen ſind.

Ihr ſeid vergeblich gekommen. Wie geſagt, ich bedaure es.

Gnädiger Herr, eigentlich wohl —.

Wer hat Euch hergeſandt?

Die ganze Gemeinde. Sie iſt verſammelt.

Bringt ihr meinen Beſcheid.

Die Bauern ſahen einander in ſteigender Verwirrung an.

Ich habe zu arbeiten.

Die Bauern ſtanden zweifelhaft, ob ſie gehen oder bleiben ſollten.

Ihr ſeid fertig. Geht!

Die Bauern gingen zögernd.

Tröpfe, ſagte der Miniſter verächtlich, als ſie leiſe die Thür hinter ſich zugezogen hatten. Sie haben Recht. Die Leute vom Gute, wenn ſie hinfällig werden und ſich nicht mehr ernähren können, werden in das Dorf geſchickt, und fallen dann der Armenkaſſe der Dorfgemeine, anſtatt der des Gutsherrn zu. Allein der Gutsbeſitzer macht es überall ſo. Und warum

nicht? Das Volk leidet es ja. — Ach, man muß die Leute nur zu behandeln wiſſen. Man muß ihnen nur imponiren. Wenn nur das freche Geſindel in den großen Städten nicht wäre! Der Bauer iſt gutmüthig. Er würde nie eine Revolution machen. Die Aufklärung! Die Aufklärung! Sie macht das Volk zu Revolutionsbeſtien!

Der Miniſter begab ſich in ſein Kabinet, um ſich zu dem Morgenſpaziergange anzukleiden.

Das Kabinet befand ſich neben dem Frühſtück-Zimmer.

Es mochte kaum eine Viertelſtunde ſeit ſeiner Entfernung verfloſſen ſein, als in dem Zimmer der Bediente erſchien, daſſelbe durchſchritt, und leiſe an der Kabinetsthüre anklopfte. Dieſe wurde von der andern Seite geöffnet. Der Kammerdiener des Miniſters öffnete ſie.

Was wollen Sie? fragte der Kammerdiener leiſe den Bedienten.

Ein Fremder, erwiderte der Bediente ebenſo leiſe, bittet, Seine Exzellenz zu ſprechen.

Sein Name?

Er wollte ihn nicht nennen.

Der Kammerdiener verſchwand im Innern des Kabinets.

Nach einer halben Minute kehrte er zurück.

Haben Sie dem Fremden nicht bemerklich gemacht,

daß Sie ihn nicht melden dürften, wenn er ſeinen Namen nicht abgebe?

Gewiß. Er meinte, Seine Exzellenz erwarte ihn, er ſei befohlen.

Warum, ſagten Sie das nicht gleich?

Ohne eine Antwort auf dieſe Frage des Vorwurfs abzuwarten, kehrte der Kammerdiener in das Kabinet zurück.

Gleich darauf ſah man ihn wieder an der Thür.

Wie ſieht der Fremde aus!

Anſtändig gekleidet.

Wie weiter?

Mit einem ſchrecklich großen Demokratenbart.

Hm! — Alt oder jung?

Jung noch!

Der Kammerdiener verſchwand wieder, kehrte aber raſch zurück, und ſagte zu dem Bedienten:

Führen Sie ihn in dieſes Zimmer. — Räumen Sie aber vorher ab.

Indem er in das Kabinet zurückging, legte er die Thür nicht völlig an, ſo daß man durch eine kleine jedoch kaum bemerkbare Oeffnung von dem Innern des Kabinets aus in das Zimmer ſehen konnte.

Der Bediente räumte raſch den Tiſch ab, und führte darauf einen Herrn herein.

Der Herr war, wie ihn der Diener beſchrieben hatte, anſtändig gekleidet, jung, hübſch, mit einem

Paar klugen, faſt verſchmitzten Augen, und einem ſehr großen, aber auch ſehr ſorgfältig gepflegten und ihn gar nicht übel kleidenden, glänzend ſchwarzen Barte.

Der Fremde trat mit einem kecken, zuverſichtlichen Weſen ein. Er ſah ſich bequem im Zimmer umher, warf namentlich einen längeren Blick auf die Zeitungen, die, jedoch geordnet, auf dem Tiſche liegen geblieben waren, und ſtellte ſich dann, ruhig wartend, an das Fenſter.

Nach einiger Zeit erſchien der Miniſter.

Er erſchien ganz in jener leichten, ſicheren, ſtolzen und herablaſſenden Haltung, mit welcher der Vornehme dem Geringeren gegenüber ſo gern auftritt.

Was ſteht zu Ihren Wünſchen, mein Herr? redete er den Fremden an.

Die klugen Augen des Fremden hatten den vornehmen Herrn ſchnell gemuſtert. Er verlor von ſeinem zuverſichtlichen Weſen nichts.

Haben Eure Exzellenz die Gewogenheit, dieſes Billet zu leſen.

Er überreichte dem Miniſter ein verſchloſſenes Schreiben.

Der Miniſter öffnete und las es.

Er verzog während des Leſens keine Miene.

Nachdem er es geleſen hatte, und indem er es nachläſſig wieder zufaltete und in die Taſche ſteckte, ſagte er, jedoch mit etwas mehr Höflichkeit, zu dem Fremden:

Herr Doctor Edmund?

Der Fremde verbeugte ſich.

Mein Name!

Sie kennen meinen Sohn?

Wir ſind alte Bekannte.

Er empfiehlt Sie mir.

Exzellenz, Ihr Herr Sohn hat mir Ihre Angelegenheit empfohlen.

Nicht meine.

Ich denke, Sie berührt auch Eure Exzellenz.

Sie berührt das ganze Vaterland.

Der Doctor Edmund verbeugte ſich ſchweigend.

Vorab, fuhr der Miniſter mit einer gewiſſen Spannung fort, vorab erlauben Sie mir die Frage, warum mein Sohn Sie nicht vorher bei mir angekündigt hat?

Ich bin nicht im Stande, antwortete der Doctor, Eurer Exzellenz darüber Auskunft zu ertheilen.

Es war jedenfalls leichtſinnig von meinem Sohn.

Sollte der Umſtand Eurer Exzellenz Veranlaſſung zu einem Mißtrauen geben, ſagte der junge Mann mit dem großen Demokratenbart etwas gemeſſen, ſo würde ich das zwar bedauern, allein nicht um meinetwillen.

Ah, verſetzte der Miniſter höflich, aber doch noch immer geſpannt, beinahe lauernd. Ich meine nur, mein Sohn hat den Tag Ihres Eintreffens bei mir wohl nicht beſtimmt gewußt?

Unzweifelhaft nicht, war die Antwort des Doctors. Ich komme, ſetzte er lächelnd hinzu, auf Umwegen hierher, zufällig, auf einer Fußreiſe, die ich zu meiner Erholung mache.

Das Geſicht des Miniſters nahm einen zufriedenen Ausdruck an, als wenn er ſagen wollte: Das hatte ich nur wiſſen wollen!

Er fuhr fort: Ich bitte Sie, ohne Umſchweife auf unſere Angelegenheit übergehen zu dürfen.

Wie Euer Exzellenz befehlen.

Sie gehörten bisher zu der demokratiſchen Partei?

So war es. Exzellenz wiſſen das aus den Zeitungen.

Nach den Zeitungen würden Sie noch jetzt dazu gehören.

So iſt es.

Darf ich um Erläuterung dieſer Bemerkung bitten?

Für die Zeitungen, wie überhaupt für die Welt gehöre ich noch ferner der demokratiſchen Partei an.

Vorläufig?

Allerdings.

Bis die Zwecke ein Abwerfen der Maske bedingen?

Die Zwecke und die Chancen!

Auch die Chancen. Ich zweifle nicht an glücklichen Chancen.

Auch ich nicht.

Ihre Gründe?

Aufrichtig, Erzellenz?

Aufrichtig!

Weil die demokratiſche Partei — oder vielmehr, da man von einer Partei des Volkes nicht wohl ſprechen kann, weil die Demokratie, das Volk, zu brav iſt.

Zu brav, mein Herr?

Wenn Eure Erzellenz einen andern Ausdruck wollen, ſo haben Sie die Gewogenheit, das Wort: brav zu überſetzen mit: ideal, oder noch beſſer mit: dumm.

Die Ueberſetzung iſt etwas alt.

Aber nicht aus der Mode gekommen; ſo wenig wie die Sache. Die Völker ſind zu dumm, und das deutſche Volk iſt ein Volk — par excellence. Was hat man ſeit dem März gethan in Deutſchland? Wenn Eure Erzellenz die Worte, die inhaltloſeſten Phraſen abrechnen, nichts, gar nichts. Man zankt, man ſtreitet, man redet ſchön, in Berlin, wie in Frankfurt, wie bei uns. Das iſt alles.

Und was hätte man nach Ihrer Meinung thun ſollen?

Neue Zuſtände machen.

Mich dünkt, wir leben in nagelneuen Zuſtänden.

Erzellenz ſpotten. Wir haben ganz die alten. —

Die papiernen Verfaſſungen hat man noch nicht einmal fertig.

Haben Sie nicht überall volksthümliche, verfaſſungsmäßige, verantwortliche Miniſterien?

Und was haben auch dieſe gethan?

Was hätten ſie thun ſollen?

Der Doctor Edmund lächelte.

Zunächſt, was man mit Eurer Exzellenz gethan hat.

Das heißt?

Eure Exzellenz jagte man fort. Verzeihen Sie mir den Ausdruck. So hätten die Miniſter weiter fortjagen müſſen: einerſeits die ſämmtlichen reactionären Offiziere der Armee, andrerſeits ſämmtliche bureaukratiſche Elemente des Beamtenthums, von dem erſten Präſidenten bis zu dem letzten Ofenheizer hin.

Das waren die Pläne Ihrer Partei?

Der Entſchiedeneren der Partei.

Sie gehörten zu den Führern.

Vor der Welt gehöre ich noch dazu.

Was Sie herzählten, ſind Mittel. Der Zweck?

Der Zweck?

Nun?

Ach, Exzellenz, ſo wie die Mittel Sie nicht überraſchten, ſo wird Ihr klarer Geiſt auch längſt den Zweck erkannt haben.

Ich bitte Sie, ihn auszuſprechen.

Die, freilich wenigen Entſchiedeneren wollten eine deutſche Republik.

Trotz den dreißig Fürſten?

Wegen ihrer. Der erſte Fehler war, daß man im März die Throne ſtehen ließ.

Mein Herr!

Euer Exzellenz werden es bei Erwägung aller Umſtände einſehen.

Reden Sie weiter.

Jenem erſten Fehler ſind alle anderen entſproſſen.

Es wäre alſo Unmuth, was Sie von Ihrer Partei entfernt?

Nicht Unmuth. Die volle Ueberzeugung der verlorenen Sache.

Sie glauben ſicher an die Möglichkeit der Reſtauration?

Ich bin feſt überzeugt von dem Siege der Reaction, wenn nur — die Reaction will. Und ſie muß wollen. Es bleibt ihr keine Wahl. Alle Erſcheinungen drängen wieder zum Abſolutismus zurück. Ich meinerſeits pflege dem Drängen der Geſchichte mich nicht zu widerſetzen. Exzellenz ſehen alſo, daß ich Ihnen mit voller Ueberzeugung angehöre.

Er verbeugte ſich lächelnd.

Mein Sohn, fragte der Miniſter, hat Ihnen meinen Plan mitgetheilt?

Ich bin in Folge deſſen hier.

Sind Sie damit einverſtanden?

Die Sache muß großartig aufgefaßt werden. Es handelt ſich um Vernichtung der demokratiſchen, oder eigentlicher, der antiabſolutiſtiſchen Elemente. Es gibt dazu zwei hauptſächliche Mittel. Das erſte wären Spaltungen in dieſen Elementen. Eure Exzellenz werden mir zugeben, daß dieſes Mittel von außerhalb jener Elemente gegen ſie nicht mehr in Bewegung geſetzt zu werden braucht. Dieſe ſelbſt ſetzen es genug in Bewegung gegen ſich ſelbſt.

Wie verſtehen Sie das?

Sehen Sie nur auf die Demokratie. Jeder einzelne Demokrat hat ſein beſonderes Syſtem der Volksbeglückung. Das hält er für das einzig mögliche, für das untrügliche, für das nothwendige. Er will, er muß es durchſetzen. Er iſt ſonach der einzige, der unentbehrliche Volksbeglücker. Wer ihm widerſpricht, wer ihm entgegentritt, der iſt ſein Feind, der Feind des Volkes. So iſt Jeder der Feind des Anderen.

Sehr wahr. Das zweite Mittel?

Die öffentliche Meinung.

Sie ſteht für mich in erſter Linie.

Der Doctor lächelte wieder.

Eure Exzellenz kennen das aus der vormärzlichen Zeit. Die öffentliche Meinung läßt ſich nur gegenwärtig nicht mehr unterdrücken.

Aber beſtimmen, mein Herr.

Das iſt der Punkt. Es muß eine großartige Oppoſitionspreſſe geſchaffen werden. Nicht in dem Sinne jener jämmerlichen Blätter, die blos den Regierungen, den Miniſterien opponiren, die ein Drittel demokratiſch, ein Drittel conſtitutionell, und ein Drittel nichts ſind. Die Preſſe, die ich meine, muß durch Journale vertreten werden, die alles angreifen, alles zu vernichten ſuchen, nichts beſtehen laſſen, mit alleiniger Ausnahme der abſoluten Monarchie; die dabei keine Rückſicht nehmen, nicht die allermindeſte, kein Mittel verſchmähen, ſelbſt nicht den Skandal; die mit der vollſten Siegesgewißheit, oder vielmehr in dem Tone des bereits erfochtenen Sieges, der bereits vollendeten Niederlage des Gegners auftreten. Eine ſolche Preſſe muß nothwendig den Sieg erkämpfen, den Gegner zerſchmettern, vernichten.

Es gehört Muth zu einem ſolchen Unternehmen.

Wenig. Die Welt neigt ſich dem Klatſch und dem Skandale zu. Sie lebt von Skandal.

Es gehört Geiſt dazu.

Noch weniger. Ich weiß nicht, ob Eure Exzellenz mir zugeben werden, daß bei abgeſtandenen Geheimenräthen, die noch gern einen Orden, bei Geiſtlichen, die eine Zulage haben möchten, bei ägrirten Landjunkern, bei penſionirten Offizieren, bei Gendarmen und Polizeidienern, die mit einem Honorare von

einigen Kreuzern zufrieden ſind, bei Bummlern und ähnlichen Leuten, nicht eben beſonders viel Geiſt zu finden iſt?

Ich werde das wohl zugeben müſſen, antwortete der Miniſter. Allein was bedeutet die Frage?

Alle dieſe Leute ſollen die Mitarbeiter an der Preſſe werden, die ich im Sinne habe, meine Mitarbeiter.

Der Miniſter, trotz ſeines Ernſtes, mußte unwillkürlich lachen.

Welcher Gedanke! rief er aus.

Eure Exzellenz, fuhr der Doctor Edmund fort, werden ſich künftig überzeugen, daß man keine geſchicktere Organe hätte finden können, um die geheimen, ſchwarzen Pläne der Demokratie, dieſer Partei des Umſturzes und der Anarchie, aufzudecken und vor aller Welt offen zu legen, um zu zeigen, wie dieſe Partei nur darauf ausgeht, das Königthum, den Beſitz und das Eigenthum zu zerſtören und zu vernichten.

Wir haben, verſetzte der Miniſter, nicht blos die Demokratie, wir haben, was Sie nicht überſehen wollen, auch den Conſtitutionalismus zu bekämpfen.

Sehr richtig, Exzellenz; aber zunächſt darf nur von der Demokratie die Rede ſein.

Das Prinzip der abſoluten Monarchie ſchließt beide aus, in ganz gleicher Weiſe.

Erzellenz werden mir dennoch zugeben, daß man nicht ſofort Beide in derſelben Weiſe bekämpfen darf. Zunächſt darf nur die Demokratie angegriffen werden. Von der einen Seite, indem man ſich nur an die ſchwarzen, dunklen, geheimen Pläne dieſer Umſturzpartei hält, gewinnt man die ganzen, außerhalb der Eingeweiheten der Demokratie ſtehenden Maſſen; man regt ihre Phantaſie mit entſetzlichen geheimnißvollen Bildern auf; man erweckt dadurch ihre Furcht; man pflanzt ihnen zugleich Schrecken und Abſcheu vor den rothen, wüſten, räuberiſchen Geſellen der Nacht ein. Von der anderen Seite bekommt man die ganze Partei der Conſtitutionellen zu Bundesgenoſſen. Man muß ſie in der erſten Zeit ſogar geradezu als ſolche zu Hülfe rufen. Die Conſtitutionellen ſehen wohl ein, daß ſie Menſchen ſind, die auf halbem Wege ſtehen blieben. Der halbe, ſchwächliche Menſch aber haßt Niemanden mehr, als den Starken, Entſchiedenen, der ihn überwältigen und vernichten wird. Er muß ihn fürchten, und fürchtet ihn, und darum haßt er ihn, tödtlich. Die ganze Mittelpartei der Conſtitutionellen, wenn wir ſie ſchonen, vollends gar wenn wir ſie als Bundesgenoſſen aufrufen, wird das eifrigſte, mit uns zur Vernichtung der Demokratie wirkende Element ſein.

Ich fürchte Zweierlei, verſetzte der Miniſter. Zuerſt, daß wir uns einen gefährlichen Bundesgenoſſen an

die Schultern feſſeln möchten. Der Geiſt der Weltgeſchichte drängt ohnehin in Europa zum Conſtitutionalismus —.

Erlauben Eure Exzellenz mir, unterbrach der Doctor, dieſem Einwurfe ſofort zu begegnen. Von einem lebendigen Geiſte des Conſtitutionalismus iſt in Europa nirgends die Rede, kann nicht die Rede ſein. Denn der Conſtitutionalismus ſelbſt iſt nichts, als eine todte, weſenloſe Form, beſtenfalls nur eine Zwittergeburt ohne alle Lebensfähigkeit. Es gibt nur Abſolutismus oder Volksſouveränetät. Beide neben einander, ganz oder getheilt neben einander, laſſen ſich vernünftiger Weiſe nicht denken, viel weniger ausführen. Allein auch abgeſehen hiervon, jene halben Menſchen ſind ſo ſchwach und halb, daß der Muth und die Energie keine Sekunde lang Furcht vor ihnen haben können.

Jedenfalls, fuhr der Miniſter fort, beſorge ich dagegen, daß die Conſtitutionellen, namentlich wenn man ſie zu Hülfe riefe, die etwas plump gelegte Falle bemerken würden.

Der Doctor lachte laut auf.

Ach, rief er, dieſe Sorte von Menſchen iſt in ihrem Haſſe gegen die Demokratie einerſeits, und in ihrem Eigendünkel, namentlich in ihrer deutſchen Profeſſorenweisheit andrerſeits, ſo unendlich beſchränkt

und kurzſichtig, ja geradezu blind, daß ſie über das Allernächſte nicht wegſehen, daß ſie das Allernächſte nicht einmal ſehen kann. Sie wird meinen, nur das Grab ihrer Feinde zu graben, während ſie mit beſtem Eifer und Erfolge an ihrem eignen Grabe arbeitet.

Sie haben freilich, gab der Miniſter zu, lange genug innerhalb der Parteikämpfe geſtanden, um die Verhältniſſe beurtheilen zu können.

Was nun, ſprach der Doctor weiter, die Art des Angriffs betrifft, ſo iſt ſie bereits hinlänglich bezeichnet. Unter der entſchiedenſten Feſthaltung des monarchiſchen Prinzips wird die Demokratie als die eigentliche volksfeindliche Anarchie dargeſtellt, durch Abhandlungen, durch Beiſpiele, durch Verfolgung von Perſonen, beſonders der hervorragenderen Perſönlichkeiten. Das alles, damit es einen deſto lebendigeren Eindruck mache, muß von einem gewiſſen Cynismus inficirt ſein.

Wir wären alſo einig, Herr Doctor?

Ich ſchätze mich glücklich.

Ueber die erforderlichen Geldmittel verfüge ich. Mehrere werden beſchafft. Setzen Sie ſich wegen des Details der Ausführung mit meinem Sohne in Verbindung.

Exzellenz haben mir weiter nichts zu befehlen?

Wollen Sie nicht heute mein Gaſt ſein?

Ich danke. Es könnte mein Incognito gefährden.

Der Doctor Edmund mit dem großen Demokratenbarte verabſchiedete ſich.

Gleich darauf erſchien das Fräulein Amalie in vollem Stadtanzuge.

Die Mutter wartet, ſagte ſie.

Ich bin bereit, erwiderte der Miniſter.

Dieſer Herr, fragte das Fräulein, ſtark die Naſe rümpfend, war wohl der geheimnißvoll angekündigte Beſuch?

Ich hatte gar keinen Beſuch, antwortete der Miniſter bezeichnend, indem er von dem Hute, den der Kammerdiener auf den Spiegeltiſch geſtellt hatte, ein Stäubchen blies.

Zu Befehl, ſagte das Fräulein. Aber ſo kommt er dort.

Wer?

Das Fräulein hatte aus dem Fenſter geſehen.

Der angekündigte Beſuch, antwortete ſie.

Es kommt —?

Ein Wagen mit drei Herren; eigentlicher drei Herren in einem Wagen.

Der Miniſter trat in den Hintergrund der Stube zurück, als wenn er von den Ankommenden nicht geſehen werden wolle.

Kennſt Du Sie?

Den Bruder Ottomar erkenne ich.

Und die beiden Anderen?

Bei Gott, der Eine iſt der kleine Herr von Alten.

Und der Andere?

Ah, pfui!

Nun?

Es iſt der rohe Menſch, der Braun.

Braun und Alten? wiederholte der Miniſter nachdenklicher für ſich. Sie haben mit mir nichts zu ſchaffen. — Indeß, ſie operiren gemeinſchaftlich mit Ottomar; vielleicht wollen ſie gemeinſchaftlich Bericht erſtatten, oder neue Verhaltungsbefehle einholen.

Aus unſerer Promenade wird ſomit wohl nichts?

Ich meinerſeits werde verzichten müſſen.

So bitte ich, mir den Herrn von Alten zu überlaſſen.

Was ſoll er?

Erzählen. Für Pagenſtreiche bin ich zu vernünftig.

Meinetwegen. Ich kann ihn entbehren.

Das Fräulein entfernte ſich.

Sie ging nach dem Vorderhauſe.

Im Flur begegnete ihr die Mutter.

Wohin? fragte ſie.

Ottomar fährt ſo eben auf den Hof, antwortete die Tochter.

Darum eben, verſetzte die Mutter, kehre ich in mein Zimmer zurück. Er hat Geſellſchaft bei ſich.

Wir leben auf dem Lande, Mutter.

Aber nicht außerhalb des Anſtandes, meine Tochter.

Doch ohne die Steifheit der Etikette.

Mutter und Tochter gingen an einander vorüber.

Das Fräulein war ſelbſtſtändig.

Sie trat auf den Hof, als die drei Herren den Wagen verlaſſen hatten.

Ein froſtiger: Guter Morgen war die Begrüßung des Bruders und der Schweſter.

An dem Lieutenant Braun ging das Fräulein mit einer kaum halben, aber deſto ſtolzeren Verbeugung vorbei.

Den Herrn von Alten erwartete ſie mit einem freundlich befehlenden Blicke.

Der kleine Offizier ſprang auf ſie zu.

Er war unverändert der Lieutenant von Alten.

Ich rufe Land, meine Gnädige, ſagte er.

Sind Sie zur See geweſen, Herr von Alten? fragte Fräulein Amalie kalt.

Ich ſehe Sie, mein Fräulein!

Wie fade! Man ſieht Ihnen die kleine Garniſon, den Umgang mit den Bürgerstöchtern an.

Sie kennen mein Schickſal? Sie haben Notiz davon genommen? Ich Glücklicher!

Sie werden mehr als abgeſchmackt.

Das wäre? —

Laſſen wir das. Begleiten Sie mich auf meiner Promenade durch den Garten.

Wie bedauere ich —

Mein Vater hat Sie mir abgetreten.

Wie berauſche ich mich —!

Kommen Sie.

Sie ging mit ihm in den Garten, während die beiden anderen Herren ſich in das Wohnhaus begaben.

Sie kommen in ſchlechter Geſellſchaft, Alten!

Aber zu deſto beſſerer.

Die Antitheſe iſt gut. Sie haben ſich in der Provinzgarniſon nicht ganz vernachläſſigt.

Ich komme oft in die Reſidenz.

Ah, es iſt wahr. Man ſagt ſogar, Sie ſeien ein Liebling des Fürſten geworden.

Seine Hoheit will mir wohl.

Sie ſind ſogar avancirt, ganz außer der Reihe.

Ich bin zum Premierlieutenant befördert.

Verdienſtvoller Mann!

Ach, Fräulein, ich war dabei nur ſo eine Art Jude.

Wiſſen Sie, daß das eine häßliche Erinnerung iſt? — Aber wie ſo?

Apropos, kennen Sie die ſaubere Geſchichte —?

Bleiben wir bei unſerem Gegenſtande. In wieſern waren Sie eine Art Jude?

Sie kennen doch die Anekdote von den beiden Kutſchern, die im Hohlwege einander nicht ausweichen wollten und nun gegenſeitig auf die Juden in ihren Wagen losſchlugen?

Es iſt eine Fuhrmanns- und Fähndrichs-Anekdote.

Das Volk hatte mich mißhandelt, weil ich Offizier im Dienſte des Fürſten war. Anſtatt den Abſchied zu erhalten, wurde ich befördert. Es war eine Demonſtration.

Aber man concedirte doch gleichzeitig dem Volke, indem man Sie in die entfernte Garniſon ſchickte.

Ich ſtehe im Begriff, in die Reſidenz zurückverſetzt zu werden. Das iſt wieder eine Demonſtration.

Was ſagen die Herren Miniſter dazu?

Sie ereifern ſich köſtlich.

Ich denke, ſie befehlen jetzt anſtatt des Fürſten.

In Militairſachen iſt es wenigſtens nicht ſo.

Wäre es nur in Allem nicht ſo.

Ach, Fräulein, welch' eine unglückliche Zeit iſt über uns hereingebrochen, ſeitdem ich zuletzt das Glück hatte, Sie zu ſehen.

Trauerlieder? Haben Sie mir nichts Anderes aus der Reſidenz mitzubringen?

Vom Hofe nicht.

Sie wollten mir etwas erzählen.

Ich?

Von — von einem Juden.

Ah! Verzeihen Sie meine Vergeßlichkeit. — Wiſſen Sie, daß das Fräulein von Ritterholm nicht entführt iſt, aber entführt hat?

Ich weiß.

Nicht Herrn von Felſen, den allmächtigen Miniſter.

Ich weiß.

Auch nicht Herrn von Behr, den —

Er ſtockte mit geheimnißvoller Miene.

Was iſt es mit Herrn von Behr?

Bleiben wir bei unſerem Gegenſtande.

Zu Ihren Befehlen, Herr Premierlieutenant.

Sie wiſſen doch, daß Behr Hauptmann geworden iſt?

Bleiben wir bei unſerem Gegenſtande, Herr von Alten.

Es iſt Ihnen alſo bekannt, daß Fräulein von Ritterholm ihren Vater aus dem Gefängniſſe entführt hat?

Vermittelſt eines großartigen, bisher unentdeckten Betruges.

Unterthänigſter Diener! Vollſtändig entdeckt.

Entdeckt?

Wenigſtens klar. Unzweifelhaft.

Ich bin geſpannt.

Fräulein von Ritterholm hielt ſich in der Nähe der Stadt auf, in welcher ihr Vater gefangen war.

Richtig.

Sie wohnte dort bei der Frau von Reuter.

Fahren Sie fort.

Bei der ſchönen, geheimnißvollen Frau. Schöner als ihr finſterer Mann, aber auch geheimnißvoller.

Weiter!

Am Tage vor der Entführung war incognito dort der Herr Miniſter von Felſen.

Felſen?

Felſen — Und —

Und? —

Seine Hoheit der Erbprinz.

Gleichfalls incognito?

Gleichfalls!

Sie ſetzen mich in Erſtaunen.

Ich habe die Ehre, es zu ſehen.

Aber ich ſehe die Klarheit nicht, von der ſie ſprachen. Wäre Felſen oder der Erbprinz da geweſen, ſo wäre die Sache einfach. Die Anweſenheit Beider verdunkelt ſie.

Keinesweges. Es iſt nur Zweierlei möglich. Entweder der Erbprinz hat den Beſuch Felſens vorher gekannt und benutzt; oder Felſen hat ſeinerſeits um den Beſuch des Erbprinzen gewußt und die Gelegenheit wahrgenommen.

Jeder, um auf den Anderen den Verdacht zu lenken?

Es liegt das nahe.

Es wären noch mehrere Fälle möglich, mein weiſer Herr Logiker. Indeß an welchen von jenen beiden glauben Sie?

O, mein Fräulein, Ihre Frage iſt nicht ſchmeichelhaft für mich.

Verlangen Sie eine Schmeichelei von mir?

Nur, daß Sie mir ein Herz zutrauen, ein Herz, das der Liebe fähig ſei.

Ah, Sie ſind nicht mehr Fähndrich. Alſo von Liebe wollten Sie ſprechen? Und von weſſen Liebe, wenn ich fragen darf?

Sie haben Recht. Es kommt eine zweifache Liebe hier in Betracht.

Zuerſt?

Zuerſt die des Erbprinzen —.

Zu Fräulein von Ritterholm?

Ach, gnädiges Fräulein, Sie verſtellen ſich.

Ich verſtehe Sie wohl nur nicht.

Sie wiſſen eben ſo gut wie ich, von der Liaiſon zwiſchen dem Prinzen und der Generalin.

Was wiſſen Sie davon?

Was alle Welt weiß.

Alle Welt? Ein paar alte mediſirende Hofdamen und einige ſich langweilende und langweilige Fähndriche. Was weiß denn dieſe Ihre Welt? Was für Thatſachen kennt ſie? Laſſen Sie doch einmal hören.

Man hat allerdings nur Muthmaßungen —.

Pfui, Alten, ſchämen Sie ſich, ſo leichtſinnig über den Ruf einer Frau den Stab zu brechen.

Gnädiges Fräulein ſind heute ſehr ſtrenge.

Sprechen Sie von der zweiten Liebe.

Herr von Felſen und Fräulein von Ritterholm.

Nun, an welche Liebe glauben Sie?

An Beide, wie geſagt.

Alſo der Erbprinz und Herr von Felſen gemeinſchaftlich hätten jenen Betrug verübt?

Gott bewahre!

Sie ſind heute ziemlich unverſtändlich. Sie ſprachen von einer ſehr klaren Sache, und theilen mir eine ſehr unklare mit.

Ich bin heute ſehr unglücklich bei Ihnen.

Woran glauben Sie denn eigentlich?

Der Glaube an die Schuld des Erbprinzen wäre ein ſehr unfruchtbarer.

Was folgt daraus gegen ihn?

Daß ich ihn fallen laſſe.

Blos darum?

Es ſind auch noch andere Gründe.

Sie glauben alſo an die Schuld Felſens?

Ganz und gar.

Des redlichen, uneigennützigen, feſten Felſen?

Des felſenfeſten Felſen.

Ihre Gründe?

Ich glaube an die Liebe.

Sprechen Sie wie ein vernünftiger Menſch.

Fräulein, könnte Felſen ein Herz im Buſen haben, wenn er der Geliebten das Leben ihres Vaters zu verweigern vermöchte?

Das nennen Sie Gründe?

Dieſer eine Grund iſt für mich ausreichend.

Auch für Andere?

Dafür laſſen Sie mich und meine Freunde ſorgen.

Ich? Was kümmern mich Ihre Angelegenheiten?

Vielleicht doch.

Dieſe?

Der Herr von Behr iſt in der Adjutantur des Erbprinzen.

Sie ſagen mir nichts Neues. Was ſoll das?

Herr von Behr theilte das Incogoito des Erbprinzen.

Wann? fragte das Fräulein haſtig.

Bei jenem Beſuche.

Das Geſicht des Fräuleins verfärbte ſich raſch.

Sehen Sie, Herr von Alten, ſagte ſie, wie man um ſo mehr Unrecht hat, von einer Verbindung zwiſchen Frau von Reuter und dem Prinzen zu ſprechen!

Ich ſehe das nicht.

Der Fähndrich von Alten war klüger, als der Premierlieutenant von Alten.

Was hätte der Fähndrich von Alten vielleicht eingesehen, wenn ich unterthänig fragen darf?

Daß es heißt, dem Erbprinzen einen sehr schlechten, seinen Feinden aber einen desto größeren Dienst erweisen, wenn man seinen Besuch bei der Generalin ausplaudert.

O, sorgen Sie nicht.

Ich wiederhole Ihnen, daß ich in Ihren Angelegenheiten nichts zu besorgen habe.

Das Geheimniß ist wohl bewahrt.

In der Brust von einem halben Dutzend Fähndriche!

Außer Ihrem Bruder, Braun und mir kennt es nur noch Einer.

Der ist? —

Einer unserer vertrautesten und zuverlässigsten Agenten. Er ist es auch, der Felsen gesehen hat.

Meinethalben.

Und Behr.

Sie wiederholen sich. Erzählen Sie mir lieber aus der Residenz.

Vielleicht von der Politik?

O, pfui! Sie sind ja keine Zeitung.

Etwas Anderes gibt es in der Residenz nicht mehr.

Auch dort nicht? Unglückselige Zeit! seufzte das Fräulein.

Auch dort nicht, antwortete der Offizier.

So sprechen Sie denn von der Politik.

Von der Kammer oder von den Volksverſammlungen?

Von dem, wo Sie am meiſten, oder meinetwegen auch am wenigſten Vernunft gefunden haben.

Dann würde ich Ihnen nichts mitzutheilen haben.

Wie ſo?

Weil ich in beiden nicht blos nicht mehr oder nicht weniger, ſondern gar keine Vernunft gefunden habe.

Was fanden Sie denn?

Narrheit, Thorheit, Tollheit, kurz, alle Gegenſätze der Vernunft.

Das ſcheint intereſſant zu werden. Erzählen Sie.

Ein Philoſoph — der Herr von Behr hat es mir mitgetheilt — Sie wiſſen, der Herr von Behr hatte ſtudirt. — Ein Philoſoph ſoll einmal geſagt haben: Wenn der Wahnſinn epidemiſch wird, ſo heißt er Vernunft. —

Friedrich Heinrich Jacobi ſagte es.

Ei, glücklicher Behr!

Fahren Sie fort.

In der Kammer und in den Volksverſammlungen iſt der Wahnſinn ſchon epidemiſch geworden. Ich verſichere Sie, gnädiges Fräulein, einer Sitzung dieſer Volksbeglücker beizuwohnen, iſt ein wahrhaft königlicher Genuß.

Die Könige ſcheinen eben nicht viel Geſchmack daran zu finden.

Daran haben die Könige Unrecht. Sie ſollten dieſe Menſchen als ihre modernen Hofnarren betrachten.

Dieſe Narren möchten ihnen ſehr gefährlich werden können.

Fürchten Sie das nicht. Dazu fehlt den Leuten gar zu viel.

Zum Beiſpiel?

Zum Beiſpiel alles! Verſtand, Muth, Einigkeit.

Sie werden ja auf einmal ſelbſt verſtändig, lieber Alten.

In der That, eine Compagnie Fähndriche — Sie, mein Fräulein, werden gewiß zugeben oder behaupten, daß eine ganze Compagnie von Fähndrichen eine ziemliche Portion Unverſtand zuſammenbringen würde —

Eine ſehr große.

Wohl! Aber eine nicht ſo große, wie eine ſolche Kammer oder Volksverſammlung.

Kommen Sie endlich zum Erzählen.

Beſchreiben. Zu erzählen gibt es nichts von da. Es fehlt an allen Thatſachen. Ich kann nur beſchreiben. Denken Sie ſich — um mit den eigentlichen Volksvertretern zu beginnen — einen großen Saal. In der Mitte befinden ſich einige erhöhete Sitze; ſie nennen ſie den Präſidentenſtuhl und die Rednerbühne. Zu beiden Seiten ſind Bänke. Auf dieſen ſehen Sie die tollſten Sorten von Menſchen ſitzen. In allen möglichen Toiletten, nur, Gott ſei

Dank, keine Uniformen. Alle mit ſehr ernſten Geſichtern, als wenn das Vaterland in der allergrößten Gefahr wäre. Einer tritt auf die Bühne und redet. Sein Geſicht iſt noch ernſter. Nach ſeinen Worten fällt das Vaterland morgen in einander, wie eine ausgebrannte Ruine. Er und ſeine Seite ſind die Einzigen in der Welt, die es retten können. Womit? Ja, die Mittel ſind verſchieden, je nach den Seiten der Bänke, aus denen der Redner gekommen iſt. Kam er von der linken Seite, ſo ſind nur Freiheit und Gleichheit, Vertilgung des Adels, der Titel, der Orden und Ehrenzeichen die einzigen Rettungsmittel. Kam er von der Rechten, ſo kann nur Ruhe und Mäßigung das Land retten. Das Poſſirlichſte iſt dabei das Verhalten der Leute auf den Bänken, während Einer ſpricht. Die beiden Seiten führen unterdeſſen Krieg. Links ſchießt und haut und ſticht man nach rechts. Rechts wüthet man nach links. Aber Sie dürfen nicht erſchrecken. Der Krieg wird nur mit den Augen und mit dem Munde geführt. Doch freilich auch mit Händen und Füßen.

Wie? unterbrach das Fräulein. Man ſchlägt ſich wirklich! Man behandelt ſich ſogar mit Fußtritten?

Ich hatte, lächelte zufrieden über den Effect ſeiner Darſtellung der Herr von Alten, ich hatte Sie gebeten, nicht zu erſchrecken. Mit den Händen

klatſcht man nur, und die Füße trommeln nur auf dem Fußboden.

Und wozu das alles?

Um das Vaterland zu retten.

Wahnſinnige Menſchen, dieſe Volksvertreter. Erzählen Sie mir von dem Volke ſelbſt.

Von den Volksverſammlungen?

Wie wird es dort erſt ausſehen!

Gewiſſermaßen, und wenn überhaupt von Vernunft die Rede ſein könnte, vernünftiger. Es fehlt ganz die rechte und die linke Seite. Die Leute ſind Alle einig. Darum führen ſie auch keinen Krieg gegen einander. Dennoch ſchießen ſie aus ihren Augen wüthendere Blitze und ſtechen und hauen und ſchleudern ſie vernichtendere Worte, als die Vertreter des Volkes. Auch ſetzen ſie Hände und Füße zum Klatſchen und Trommeln viel toller in Bewegung als dieſe.

Gegen wen, wenn der Gegner fehlt?

Ach, ſie gehören zu jenen Helden, die eben gegen den fehlenden Gegner Krieg führen.

Und wer iſt ihr Gegner?

Jedermann, der nicht da, der nicht unter ihnen iſt. Selbſt die Linke der Landesverſammlung. Denn ſie ſind zwar Alle links, aber immer zehn Schritte weiter, als die äußerſte Linke der Volksvertreter.

Natürlich, weil ſie immer nur mit einem Gegner kämpfen, der nicht da iſt.

Darum beſteht zwiſchen den Volksverſammlungen und den Nationalverſammlungen auch noch ein anderer Unterſchied.

Der wäre?

Die letzteren wollen blos Adel, Titel, Orden und dergleichen, höchſtens noch als Inſtitut der armen Lieutenants vernichten. Die Volksverſammmlungen wollen aber zugleich alle Fürſten der Welt vertilgen.

Glauben Sie wirklich, daß der Unterſchied beſteht?

Wenigſtens äußerlich.

Sie ſind ein Philoſoph geworden, Alten. Man kann jetzt Gefallen an Ihnen finden.

Jetzt?

Werden Sie lange bei uns bleiben?

Wir reiſen heute wieder ab.

Auch mein Bruder?

Wir alle Drei.

Sie ſcheinen dringende Geſchäfte zu haben.

Sehr dringende.

Darf man ſie erfahren?

Wir revolutioniren.

Ach, ich zittere oft.

Auch für mich?

Es iſt ein gefährliches Spiel.

Durchaus nicht. Gefährlich war nur die Polizei. Sie iſt ja aber nur für das Volk da.

Für das Volk?

Sie haben Recht. Gegen das Volk. Und da wir nicht zum Volke gehören —.

Er unterbrach ſich, indem er luſtig fortfuhr: An unſerem Agenten, dem wir die Nachricht von jenen ominöſen Beſuchen bei der Frau von Reuter verdanken, hatte das Volk ſeine Polizei ausgeübt. Es überlieferte ihn der wahren Polizei. Der Herr Kreisrath ließ ihn zur anderen Thür wieder hinaus.

Was haben Sie heute vor?

Sie werden es heute noch erfahren.

Ein Bedienter bat den Herrn von Alten zum Miniſter.

Der Offizier entfernte ſich mit dem Diener.

Fräulein Amalie von Brunek blieb im Garten.

Sie ſuchte die entfernteren und dunkleren Partieen deſſelben auf, eine ſtille, ſchattige Allee, enge Gänge zwiſchen hohen Hecken. Das Geſpräch mit dem Herrn von Alten ſchien ihr reichhaltigen Stoff zu einer Unterhaltung mit ſich ſelbſt gegeben zu haben, für welche ihr Stille und Einſamkeit Bedürfniß war. Ihre Unterhaltung mit ſich ſelbſt mußte lebhaft ſein. Ihre Lippen bewegten ſich; ihre Augen funkelten bald glänzend, und ſtarrten bald träumeriſch vor ſich hin;

ihr Schritt war ungleich, bald raſch, bald langſam, bald ganz einhaltend. Von ihrem Geſpräche hörte man nur zwei Worte. Es waren die Namen: Felſen und Behr.

Sie hatte die äußerſte Grenze des Gartens erreicht. Sie war ſeit einigen Augenblicken raſch gegangen. Auf einmal ſtand ſie ſtill. Nicht mehr ihr Inneres, ein äußerer Gegenſtand ſchien ſie zu beſchäftigen. Sie ſah und horchte in die Ferne.

Man hörte das ferne Knarren der Räder eines Wagens. Es war dies ein Geräuſch, das allerdings die Aufmerkſamkeit der Dame in Anſpruch nehmen konnte. Denn dort, woher es kam, war keine offene Landſtraße, war nur Waldung.

Das Geräuſch kam näher. Man hörte ſchon das Schnaufen der Pferde.

Das Fräulein ſtellte ſich hinter einen Baum. Sie konnte ſo die Gegend überſehen, in welcher der Wagen fuhr, ohne ſelbſt geſehen zu werden. Nicht nur der Baum, auch die Grenzhecke der Gartens verdeckte ſie.

Der Wagen bewegte ſich noch immer im Walde. Zu ſehen war er daher nicht. Die Bäume verbargen ihn noch. Zwiſchen dem Walde und der Stelle des Gartens, an welcher das Fräulein ſtand, befand ſich eine ſchmale Wieſe. Kam der Wagen näher, bis an den Garten heran, ſo mußte er nothwendig dieſe Wieſe paſſiren.

Der Wagen kam nicht bis an die Wieſe. Er hielt im Walde.

Das Fräulein ſpähete mit Augen und Ohren nach der Stelle, wo er hielt. Sie war indeß nicht ſo ausſchließlich mit dem, was ſie dort erwarten mochte, beſchäftigt, daß ſie nicht auf ihr Inneres hätte achten ſollen.

Sie lächelte.

Bin ich doch neugierig, wie ein Landfräulein, das in die Stadt kommt, ſagte ſie. Oder hat mich der kleine Mann ſo aufgeregt mit ſeinen Nachrichten von geheimen Beſuchen und anderen Abenteuern? Oder — ſetzte ſie ernſthafter hinzu — gibt es wirklich Ahnungen?

Gleich darauf lachte ſie wieder.

Allein ſchnell wurde ſie wieder ernſthaft, ſehr ernſthaft und ſehr aufmerkſam.

Hinter den letzen Bäumen des Waldes erſchien ein einzelner Mann. Er trug eine bürgerliche Reiſekleidung. Er ſchritt auf die Wieſe zu. Aber vorſichtig. Bevor er ſie betrat, ſah er ſich nach allen Seiten um. Erſt als er nichts bemerkte, was ihm verdächtig erſcheinen mochte, wagte er ſich ins Freie.

Das Fräulein erkannte ihn.

Sie wurde blaß und roth, faſt zu gleicher Zeit. Ihr Herz hörte ſie klopfen.

Behr! rief ſie, beinahe zu laut.

Der Reiſende ſchritt auf den Garten zu; aber nicht nach der Stelle hin, an der das Fräulein ſich befand. Er wand ſich zwiſchen den Erlenbüſchen durch, mit denen die Wieſe zahlreich bepflanzt war, in ſchräger Richtung nach der Gegend hin, wo die Hecke des Gartens eine Krümmung machte, und die Allee in gerader Richtung zu dem Wohnhauſe führte.

Das Fräulein ſchien ſchnell einen Entſchluß gefaßt zu haben. Sie verließ ihren Platz und die Allee. Sie nahm dieſelbe ſchräge Richtung, in welcher der Reiſende ging. Sie gelangte ſo in jene Biegung der Allee nach dem Schloſſe zu. Sie erreichte dieſe fünfzig Schritte vor dem Reiſenden. Sie war durch die Hecke und die Bäume fortwährend vor ſeinen Augen geſchützt.

Als der Reiſende die Allee betrat, kam ſie ihm, im gedankenvollen Spaziergange, weder ihn, noch etwas Anderes beachtend, entgegen.

Der Fremde ſtutzte, als er ſie ſah. Man bemerkte an ſeinen Bewegungen, daß er unſchlüſſig ſei, ob er umkehren oder weitergehen ſolle. Die Betrachtung, daß er auf alle Fälle geſehen werden müſſe, ſchien ihn zu dem Letzteren zu beſtimmen. Er ſetzte entſchloſſen ſeinen Weg fort.

Das Fräulein, immer mit ihren Gedanken beſchäftigt, ſtieß beinahe auf ihn.

Mein Gott! rief ſie erſchrocken, als ſie vor ihm ſtand.

Welch unverhofftes Glück, mein Fräulein, ſagte der Fremde, indem man ihm den Zwang anſah, womit er den leichten Ton der Galanterie annahm.

Alſo wirklich der Herr von Behr? Ich täuſche mich nicht?

Der arme Behr, dem endlich einmal heute die Sonne wieder leuchtet!

Wie iſt mir denn? Ich ſehe Herrn von Behr und höre Herrn von Alten?

Auch ihr ſah man an, daß ſie ſich hatte Zwang auflegen müſſen, um die leichten Worte und den leichten Ton dafür zu finden.

Der Herr von Behr ſchwieg.

Seine Gedanken ſchienen anderswo zu ſein. Er ſah mit deutlicher Unruhe nach dem Ende der Allee, wo das alte Dach des Schloſſes über den Bäumen hervorragte.

Das Fräulein folgte unruhig ſeinem unruhigen Blicke.

Sehen Sie nach dem Ziele Ihrer Reiſe? fragte ſie, augenſcheinlich um einen Faden des Geſprächs verlegen.

Ja, mein Fräulein.

Dem Hauſe meines Vaters gilt alſo die Ehre Ihres, wie es ſcheint heimlichen Beſuches?

Ich habe in der That Urſache zu wünſchen, daß

mein Beſuch bei Ihrem Herrn Vater nicht bekannt werde.

Der Herr von Behr antwortete auf die Frage des Fräuleins, wenn auch mit einer gewiſſen Unruhe, doch aber auch mit einer Kälte, die auf das Fräulein immer unangenehmer zurückzuwirken ſchien.

Das Fräulein ſchien indeß unter allen Umſtänden über das, was ſie zu wiſſen ſich vorgeſetzt hatte, völlig im Klaren ſein zu wollen.

Sie kommen, fragte ſie, in dem Wagen, der dort im Walde hält?

Ja, mein Fräulein.

Er wartet. Sie werden uns alſo nur eine kurze Freude bereiten?

Mein Auftrag führt mich ſchleunig zurück.

So habe ich mir Vorwürfe zu machen, Sie ſchon zu lange hier aufgehalten zu haben. Erlauben Sie, daß ich Ihre Führerin mache.

Sie hob den Fuß auf, um voranzugehen.

Der Herr von Behr blieb ſtehen.

Mein Fräulein, ſagte er, Sie ſetzen mich in große Verlegenheit. Ich muß leider auf das Glück Ihrer Begleitung verzichten. Ich könnte durch ſie der Gegenſtand einer Aufmerkſamkeit werden, die ich vermeiden muß.

Er ſprach dieſe Worte wieder mit jener gleichſam äußerlichen Unruhe, die unzweifelhaft nur ſeinem

Auftrage gelten konnte, außerdem aber mit einer Gleichgültigkeit, die das Herz des Fräuleins erſtarren zu machen ſchien.

Sie hörte ihm zuerſt mit Spannung, beinahe mit angehaltenem Athem zu. Dann aber erbleichte ſie plötzlich. Ihr Buſen wogte. Durch ihr Geſicht zog der Ausdruck eines heftigen Schmerzes.

Der Schmerz macht das häßlichſte Geſicht intereſſant, und veredelt das Schönſte. Das ſchöne Geſicht Amaliens von Brunek machte er häßlich. So eigenthümlich war der Ausdruck, der es durchzog.

Er durchflog es aber auch nur. Raſch folgte ihm ein zornmuthiges Aufflammen des Auges, ein entſchloſſenes Zuſammenpreſſen der Lippen.

Das Fräulein Amalie wußte jetzt, was ſie wiſſen wollte. Sie wußte aber auch, was ſie thun wollte.

Wohl, ſchien das Auge, ſchienen die Lippen zu ſagen. Iſt es vorbei, ſo mag es ſein. Aber Du ſollſt vernichtet werden.

Ah, Herr von Behr, ſagte ſie zu ihrem Begleiter, der ihre fernere Begleitung zurückwies, Gott ſoll mich behüten, Ihr Incognito beeinträchtigen zu wollen. Dort iſt der Weg. Nehmen Sie ſich nur in Acht, daß Ihr Freund, der Herr von Alten, Sie nicht von ungefähr ſieht.

Alten iſt hier? fragte eben ſo erſtaunt als beſorgt der Herr von Behr.

Allerdings. Und wenn er Sie trifft, ſo möchte er, bei ſeinem bekannten Intereſſe für ſeine Freunde, Sie nicht eher loslaſſen, als bis Sie ihm haarklein Ihren neulichen Beſuch bei der Frau von Reuter erzählt haben.

Hatte das Fräulein auf einen heftigen Eindruck ihrer Worte gerechnet, ſo hatte ſie ſich wahrlich nicht verrechnet. Ein gewaltſames Zucken durchbebte den kräftigen Körper des Herrn von Behr. Er flog einen Schritt weit von der kalt und ruhig daſtehenden Dame zurück, als wenn ſein Fuß plötzlich eine Schlange berührt hätte. Die erloſchenen Augen wagte er nicht zu ihr aufzuheben.

Hätte er ſie zu ihren Augen erhoben, er hätte darin das Wetterleuchten einer boshaften Freude geſehen.

Bei Frau von Reuter? ſagte er, faſt mechaniſch.

Sie brachten viel Glück dorthin, Herr von Behr. Seine Hoheit und Sie.

Der Herr von Behr fuhr von neuem zurück.

Das Fräulein ſprach ruhig weiter. Bringen Sie unſerem armen Hauſe doch auch Glück, Herr von Behr. Dort iſt der Weg!

Sie verbeugte ſich, kehrte ihm den Rücken zu, und ſchlug einen Seitenweg ein, der ſie in die entgegengeſetzte Richtung von der Allee führte.

Der Herr von Behr ging dem Schloſſe zu.

Das Fräulein ging noch lange einſam im Garten umher, wiederum bald raſch, bald langſam, bald mit lebhaftem Zucken, bald mit träumeriſchem Hinſtarren der Augen. Einmal glänzte eine Thräne in ihrem Auge. Aber nur eine einzige. Sie trocknete ſie raſch. Der Thräne folgte ein unheimlicher Blick der Rache.

Die Glocke, die zur Tafel läutete, rief das Fräulein zum Schloſſe zurück. Ihr Geſicht zeigte keine Spur mehr von irgend einer Gemüthsbewegung. —

Die Tafel war beendigt. Der Miniſter, die Miniſterin und das Fräulein hatten, wie gewöhnlich, allein dinirt. Sowohl der Sohn mit ſeinen Begleitern, als der Herr von Behr hatten vorher ihre Rückreiſe angetreten; auch das Fräulein hatte ſie nicht mehr geſehen.

Der Abend war angebrochen.

Der Miniſter befand ſich allein in ſeinem Zimmer.

Er ging auf und ab. Er war unruhig. Aber eine andere Unruhe, als die des Morgens, bewegte ihn jetzt. Am Morgen war er beſorgt geweſen. Jetzt war er heiter. So hatte er ſich auch ſchon bei der Tafel gezeigt. Er wartete auf etwas. Auch am Morgen hatte er erwartet; aber ſeine Erwartung hatte einen faſt ängſtlichen Charakter getragen. Jetzt war ſie zuverſichtlich, befriedigt.

Es war draußen dunkler geworden.

Der Miniſter hatte ſeinen Gang durch das Zimmer eingeſtellt. Er ſtand am Fenſter und horchte auf jede Bewegung, die ſich außerhalb des Zimmers wahrnehmen ließ. Bei einer jeden ſolchen fremden Bewegung ſtand er ſelbſt unbeweglich. Sogar den Athem hielt er an.

Der Kammerdiener führte ſchweigend und ohne vorherige Anmeldung einen hochgewachſenen Mann ein, und entfernte ſich ſofort wieder.

Der Miniſter ging dem Manne raſch entgegen.

Der Fremde reichte ihm beide Hände.

Der Miniſter nahm ſie beide, und die vier Hände ſchüttelten ſich.

Fürſt! ſagte der Miniſter.

Mein lieber Brunek! war die Antwort des Fürſten Amberg.

So treffen ſich zwei Verbannte!

In ſchwerer, trauriger Zeit!

Die Zeit wird eine andere werden.

Wann? — Wann?

Bald, mein Fürſt.

Bald oder nie!

Darum eben bald. Doch laſſen Sie mich zuerſt fragen, wie es Ihnen geht, mein Fürſt? Ich habe ſeit jenem unglücklichen Tage nur unbeſtimmte Gerüchte über Sie gehört. Sie waren im Auslande?

Um der Wuth dieſes raſenden Pöbels auszuweichen. Auf Befehl des Fürſten. — Ihnen ward ein beſſeres Loos; Sie durften im Lande bleiben.

In dieſem Winkel des Landes! Meine Bauern ſind gutmüthig.

Das Volk iſt überall gutmüthig, ſo lange es von den verruchten Aufrührern nicht verführt wird.

Auch Sie haben den Fürſten ſeit der unglücklichen Kataſtrophe nicht mehr geſehen?

Wir hatten gleiches Schickſal hierin. Der arme Herr iſt ja nicht frei. Ha, Brunek, mir glühet es in den Adern, wenn ich daran denke, wie elende Schufte, gemeines Bürgerpack, den Landesherrn in einer ſchmählichen Gefangenſchaft halten und dieſes ſchöne Land regieren. Es iſt eine Qual, eine grauſame Qual, da nicht hineinſchlagen zu können.

Die Zeit wird kommen. Nur noch geringe Geduld! Ihr Arm wird vollauf zu thun bekommen.

Und nicht müde werden! Bei Gott, er ſoll nicht ruhen und nicht ermüden, bis die Genugthuung für dieſe Schmach, bis die Züchtigung eine vollkommene iſt. Käme die Zeit nur bald!

Sie wird kommen. Wir haben vorbereitet. Auch der Fürſt, trotz ſeiner Gefangenſchaft, iſt nicht unthätig geweſen.

Herr von Behr war auch bei mir.

So werden Sie ſchon Manches erfahren haben. Näheres werden wir heute beſprechen.

Es thut uns nur Muth Noth. Das Heer iſt brav, zuverläſſig. Es wird dreinſchlagen.

Jetzt ſchon?

Es muß. Es wird. Es fehlt nur der Anführer. Im Grunde nur der Befehl.

Wir werden ja ſehen.

Das Wort höre ich ungern; Sie wiſſen das aus alter Zeit. Wer etwas durchſetzen, wer etwas erreichen will, der muß nicht ſehen wollen, der muß thun, der muß ſehen laſſen wollen.

Der Mann des Schwertes iſt oft zu ſehr der Mann der That, und dann der fruchtloſen That. Soll die That Früchte bringen, ſo bedarf es ſtets zugleich der ruhigen Erwägung.

Wir bilden Gegenſätze, ſagte der Fürſt Amberg lächelnd.

Und erreichen dadurch gemeinſam das Ziel, erwiderte der Miniſter. — Doch horch! ſetzte er horchend, das Geſpräch fallen laſſend, ſchnell hinzu.

Der Kammerdiener des Miniſters führte leiſe und ſchweigend wie den Fürſten Amberg, einen zweiten Herrn in das Zimmer.

Es war ein Mann von mittlerer Größe, gebückter Haltung, bleichem Geſichte, tiefliegenden Augen.

Der Fürſt Amberg und der Miniſter gingen ihm ehrerbietig entgegen.

Der Fürſt Amberg faßte die Hand des Eintretenden. Er wollte ſie an ſeine Lippen führen.

Aber der Fremde ſchlang beide Arme um ihn, drückte ihn an ſeine Bruſt und küßte ihn lange.

Dann wandte er ſich zu dem Herrn des Hauſes.

Der Miniſter verbeugte ſich tief.

Aber auch ihn zog der Fremde in einer herzlichen Umarmung an ſeine Bruſt.

O, Hoheit! ſagte der Miniſter, abwehrend und doch glücklich.

Der Fürſt richtete ſich auf. Er ſah Beide an, den Fürſten Amberg und den Miniſter.

Meine Freunde! ſagte er. Amberg! Bruneck! Wie lange habe ich mich nach dieſer Stunde geſehnt!

Sein Blick war zärtlich; der Ton ſeiner Stimme innig, weich.

Dieſe Stunde iſt die glücklichſte meines Lebens, erwiderte der Herr von Amberg.

Eure Hoheit, verſetzte der Miniſter, erzeigen mir heute eine Gnade —

O, meine Freunde, unterbrach ihn der Fürſt, ſprecht jetzt nicht von Ehre, von Gnade. Laßt mich ganz das Glück des Wiederſehens und der Freiheit genießen.

In das Auge des Fürſten Amberg trat eine Thräne des Zorns.

Freiheit! rief er aus. Der Fürſt gefangen! In ſeinem eigenen Lande! Von Buben! O, der Schande, der Schmach! Getrennt von ſeinen treueſten Dienern, umgeben von Aufrührern, Hochverräthern, Betrügern. O, gnädigſter Herr, was haben Sie getragen? Was tragen Sie noch!

Ich trage ſchwer, ſehr ſchwer, mein Freund!

Werfen Sie die Laſt von ſich, Hoheit. Befreien Sie ſich. Befehlen Sie! Ihr Heer iſt treu, tapfer!

Meine Freunde, ſagte der Fürſt, ich bin hierher gekommen, und ich habe Sie, Amberg, hierher bitten laſſen, um mit Euch Beiden, meine alten treuen Freunde, die gegenwärtige Lage und die Zukunft zu beſprechen. Dem Gefangenen iſt die Stunde der Freiheit koſtbar. Mir iſt kaum eine Stunde zugemeſſen. Verſtohlen, wie ich hierher gekommen bin, muß ich unter dem Schutze der Nacht wieder im Schloſſe ſein. Nur der brave Behr, mein alter Kammerdiener und ein zuverläſſiger Kutſcher wiſſen um meine Ausflucht. Darum laßt uns die Stunde benutzen.

Der Fürſt ſetzte ſich.

Auf ſeinen Wink ſetzten der Herr von Amberg und der Miniſter ſich ihm gegenüber.

Wir erwarten Eurer Hoheit Befehle! ſagte der Miniſter.

Theilen Sie mir, verſetzte der Fürſt, zunächſt Ihre Anſicht über die Lage mit. Halten Sie ſie für eine hoffnungsloſe?

Hoheit, erwiderte der Miniſter, die Zeit iſt für mich reich, ſehr reich an Hoffnungen.

Sie wollen mich aufrichten, Brunek.

Ich ſpreche meine volle Ueberzeugung aus. Ich wiederhole nur, was ich früher, was ich immer geſagt habe. Ich leugne nicht, daß jene ſchmachvolle Revolution, wie ſie ſo plötzlich hereinbrach, mich anfangs entmuthigte. Allein mit deſto feſterer Ueberzeugung ſehe ich jetzt einem baldigen völligen Umſchlage entgegen. Die früheren Zuſtände müſſen nothwendig in ſehr kurzer Zeit zurückkehren.

Ihre Gründe, mein Freund?

Die Natur und die einfache Lage der Dinge. Dieſe ganze deutſche Revolution war ein Paroxismus. Zudem ein ſehr künſtlich aufgeregter Paroxismus. Um ſo größer, um ſo anhaltender muß die Erſchlaffung ſein, die natürlich und nothwendig einer jeden Aufregung folgt.

Der Fürſt horchte aufmerkſam zu.

Der Miniſter fuhr fort: Die Erſchlaffung iſt in der That bereits eingetreten. Haben Eure Hoheit die

Gnade, ſich umzuſehen. Ueberall im Lande finden Sie plötzlich die tiefſte Ruhe.

Ich bitte Sie, Brunek, fiel der Fürſt ein. Ruhe? Die Straßen der Reſidenz ſehen jeden Tag, jeden Abend nur Unruhe, Skandal, Exzeſſe.

Ganz richtig, Hoheit, und ſo wie dieſe Straßenexzeſſe der Reſidenz ein Glück für die Ruhe des Landes ſind —.

Sie reden in Paradoxen.

Keineswegs, Hoheit. So wie dieſe Exzeſſe ein Glück ſind, ſo ſind ſie zugleich ein Beweis für die Ruhe, die im Lande herrſcht.

Ich bin begierig auf die nähere Begründung dieſes Satzes.

Dieſe Straßenexzeſſe werden von einzelnen Ruheſtörern, von den Helden der Demokratie, die nur durch Unruhe, durch Anarchie gewinnen, ja exiſtiren können, künſtlich hervorgerufen. Daß es nun aber einer ſolchen künſtlichen Unruhe noch bedarf, ſcheint mir das ſicherſte Zeichen zu ſein, daß eine natürliche Unruhe im Volke nicht mehr lebt. Darum verfehlen dieſe Exzeſſe auch ihres Zieles, und ſie ſind andrerſeits, wie ich die Ehre hatte zu bemerken, eine günſtige Erſcheinung. Sie wecken in dem der Ruhe bedürftigen Volke immer mehr die Sehnſucht nach Ruhe, und alſo auch immer mehr die Ueberzeugung, daß ein

Regiment, das einen Zuſtand der permanenten Unruhe nicht zu unterdrücken vermag, ja, das ohne einen ſolchen Zuſtand nicht exiſtiren kann, ein faules, ein falſches, ein nichtiges iſt. Sie wecken alſo gerade in dem größeren und beſſeren Theile der Nation die Sehnſucht nach den alten Zuſtänden der Ruhe, mithin auch nach dem alten Regimente. Denn zu dieſem Theile der Nation gehört alles, was nicht zu jenen Exzeſſen gehört.

Der Fürſt hatte den Worten des Miniſters mit ſteigender Aufmerkſamkeit zugehört.

Es liegt viel Wahres in dem, was Sie ſagen, erwiderte er. Aber auch eine Erſchlaffung, eine Ermüdung dauert nicht immerwährend. Der Menſch gelangt wieder zu ſeinem normalen Zuſtande.

Ich könnte, verſetzte der Miniſter, im Gegentheile behaupten, daß vermöge des von mir aufgeſtellten Prinzips der Ermüdung, auch jene Exzeſſe bald ein Ende finden würden. Allein was würde aus dem Satze Eurer Hoheit folgen, wenn ich unterthänig bitten darf?

Daß die Unruhe von neuem im Lande um ſich greifen würde, und daß Jene, die, wie Sie ſelbſt ſagen, nur von der Anarchie leben, zuletzt ihre Zwecke völlig erreichen, und auch die Throne umſtürzen würden.

Verzeihen Eure Hoheit meinen Widerſpruch. Gerade das Umgekehrte würde eintreten. Dieſe Exzeſſe rufen nothwendig die Gegenſätze hervor. Vereinzelt, künſtlich hervorgerufen, von den ſchlechteſten Schichten der Geſellſchaft verübt, verübt gegen die beſſeren, fordern ſie den ganzen Widerſpruch, und ſomit den ganzen Widerſtand der Beſſeren, mithin faſt der ganzen Nation heraus. Darin liegt ihre eigene Unterdrückung, und zugleich die Rückkehr der alten Zuſtände. Deshalb haben auch die treuen Diener Eurer Hoheit keinen Anſtand nehmen dürfen, ſelbſt mit dazu beizutragen, daß die Exzeſſe im Lande nicht ein zu raſches Ende nehmen.

Ich verſtehe Sie nicht, Brunek.

Eure Hoheit dürfen mich hierin nicht verſtehen. Ich bitte nur, daß Sie die Gnade haben, mir zu vertrauen.

Sie ſagen, meine Freunde wirken für mich?

Eurer Hoheit Diener, ja. Wir wirken. Und wir arbeiten nicht blos hier im Lande. Unſere Verbindungen reichen in die Nachbarländer. Der Solidarität muß eine Solidarität entgegengeſetzt werden. Wir arbeiten in ganz Deutſchland für die Wiederherſtellung des monarchiſchen Prinzips.

Und Ihre Pläne? Ihre Mittel?

Unſere Mittel ſind die Fehler unſerer Gegner. Dieſe vernichten ſich ſelbſt ſo, daß wir nächſtens keine

Gegner mehr haben werden. Wir brauchen ihnen in der That nur wenig zu Hülfe zu kommen. Sie ſelbſt werden bald den Tag herbeiführen, an dem es nur gilt, den Sieg bei der Hand zu nehmen, die er freiwillig darreicht.

Ohne Kampf? Sie ſehen ſehr roſig!

Wahrſcheinlich ohne Kampf. Es wird nur eines kühnen Entſchluſſes, und dieſer wird nur einer geringen Vorbereitung bedürfen, durch die Preſſe, durch Adreſſen, die man in allen Schichten der Bevölkerung provocirt, durch allmähliges Vorſchreiten, durch Uebergänge.

Der Fürſt Amberg nahm das Wort.

Hoheit, ſagte er, ſollte es auch eines Kampfes bedürfen, er iſt nicht mehr zu fürchten. Das Heer wird ganz auf der Seite ſeines Fürſten, auf der Seite der Ruhe, der Ordnung ſtehen.

Haben Sie den Tag der Revolution vergeſſen, Amberg? fragte der Fürſt.

Wir leben in einer anderen Zeit, Hoheit. Damals hatte man dem Soldaten vorgeredet, und er glaubte es, daß er und das Volk eins ſeien. Das hat er unterdeß anders erfahren. Wie dieſer Enthuſiasmus, der nur das Volk kannte, überall verraucht iſt, ſo iſt das Heer vollſtändig von ihm gereinigt. Der Soldat iſt gegenwärtig ſogar erbittert gegen das Volk.

Er ſieht ſich vernachläſſigt; früher der erſte Stand, wird er jetzt von allen Seiten zurückgeſetzt, beinahe feindlich angeſehen. Er am meiſten ſehnt ſich nach den alten Zuſtänden zurück.

Ach, meine Freunde, ſagte der Fürſt, indem er tief aufſeufzte, wie wohl thun mir Ihre Worte. Wie doppelt unglücklich wird es mich jetzt erſt machen, wenn ich Sie ferner entbehren muß!

Wollen Sie noch immer ein Gefangener bleiben, gnädigſter Herr? rief der Herr von Amberg heftig aus. Kann ich meine Lage ändern? Ich ſtehe dort, allein, ohne Unterſtützung.

Eure Hoheit ſind Herr.

Unter jenen Händen?

Es iſt empörend!

Hoheit, ſagte der Miniſter von Bruneck, wenn Sie nicht anders befehlen, ſo ſtehen Sie nur noch wenige Tage allein.

Der Fürſt ſah fragend auf.

Machen Eure Hoheit, fuhr der Miniſter fort, den Verſuch, wie weit Sie ſchon wieder gehen können. Rufen Sie Ihre alten Diener in Ihre Nähe zurück, freilich jetzt nur als Privatperſonen.

Das Geſicht des Fürſten ſtrahlte von Ueberraſchung und Freude.

Sie wollten mir wieder zur Seite ſtehen? ſagte er.

Es wird das Glück meines Lebens ſein.

Mit Rath und That?

Mit Rath und That.

Auch Sie, Amberg?

O, mein Fürſt, kenne ich ein anderes Glück, als Ihren Befehlen zu gehorchen?

Sie glauben alſo, meine Freunde, an die Wiederkehr einer beſſeren Zeit?

Unzweifelhaft.

Aber auch nachhaltig? Für die Dauer? Wird der einmal entfeſſelte Geiſt der Revolution nicht neue Stürme, neue Kriſen herbeiführen?

Das wird nur von den Fürſten abhangen, erwiderte der Miniſter. Iſt die Revolution einmal zu Boden geworfen, ſo würde ſie nur dann ſich wieder zu erheben vermögen, wenn ſie ſchwache und uneinige Fürſten fände. Eine feſte Allianz der europäiſchen Fürſten hält ſie für immer nieder.

Für immer?

Der Orient gibt das Beiſpiel.

Der Orient? Welche traurige Perſpektive! Wären denn Ruhe und Ordnung nur auf dem Grabe des letzten Reſts von Freiheit, von Recht, nur durch völlige Vernichtung alles Beſſeren im Menſchen zu erzielen?

Warum wollen Eure Hoheit in eine ferne Zukunft hineingrübeln? Laſſen Sie uns die Gegenwart ins

Auge faſſen. Eure Hoheit haben Pflichten gegen Sich, gegen Ihre Dynaſtie, gegen Ihr Volk, Ihre getreuen, beſſeren Unterthanen. Dieſe Pflichten erheiſchen Schutz, kräftigen Schutz gegen die Wühlereien, gegen die Anarchie der Demokratie. Die Macht, dieſen Pflichten zu genügen, befindet ſich in Ihren Händen. Wie wollten Eure Hoheit Ihre Pflichten, Ihre Macht von ſich werfen?

Sie haben Recht. Sie haben mich getröſtet, meine Freunde. Haben Sie Dank. In wenigen Tagen werden Sie mir Ihre Kräfte wieder leihen. Ich werde Sie wieder um mich ſehen. Ich werde wieder frei, und wieder unter meinen Freunden ſein! Ich werde meine Rechte, meine Macht wiedergewinnen.

Der Fürſt war aufgeſtanden. Er hatte jedes ſeiner Worte mit ſteigender Lebhaftigkeit geſprochen.

Er brach plötzlich ab, und ging ſinnend im Gemache umher.

Nach einer Pauſe trat er an das Fenſter. Er ſah unruhig in die tief dunkel gewordene Nacht. Ein Schauer ſchien ſeinen Körper zu durchrieſeln. Er ſuchte an dem finſteren, ſchwarzen Himmelsgewölbe. Er wurde unruhiger, ungeduldiger. Das Auge ſtarrte lebhafter, durchbohrender, ängſtlich in den undurchdringlichen Nachthimmel hinein. Kalter Schweiß trat auf ſeine Stirn.

Kein Stern? Kein Stern? ſprach er zu ſich ſelber, leiſe, aber heftig, verzweiflungsvoll.

War es ein Stern, den er in dem unendlichen, ſchwarzen Raume geſucht hatte? Ein Wahrzeichen für das Gelingen ſeiner Abſichten, ſeiner Pläne? Nur ein einziger Stern in der finſteren Nacht?

Ein heller, blendender Blitzſtrahl durchſchnitt die ſchwarze Decke des Himmels. Ein heftiger Donnerſchlag folgte unmittelbar.

Der Fürſt ſtürzte bleich vom Fenſter zurück.

Iſt das die Antwot? rief er, mit dem Ausdrucke tiefen Entſetzens in die Höhe ſtarrend.

Welche Frage hatte er an die ewigen Mächte gerichtet?

Er nahm Abſchied.

VII.

Das Revolutionsgeſpenſt.

Es war ein trüber, unheimlicher Herbſttag. Der Himmel war mit einer dichten, undurchdringlichen grauen Decke überzogen. Sie war ſo dicht, daß das ſuchende Auge nicht entdecken konnte, in welcher Gegend hinter dieſer traurigen Hülle die Sonne ihren Stand habe. Einzelne, noch dunklere, noch dichtere Wolken hatten ſich hin und wieder vorgeſchoben, beſonders nach Weſten hin. Sie hingen feſt, ſie konnten nicht vorwärts, nicht zurück. Die Luft war ſtill, in allen ihren Schichten. Ein dichter Nebel hatte früher ihre unteren Regionen erfüllt. Er war gefallen. Was die Zweige der Bäume davon aufgehalten und aufgeſammelt hatten, das tröpfelte noch in unaufhörlichen dicken Tropfen zur Erde nieder.

Wie der Himmel verfinſtert war, ſo war die Erde ſtill. Außer den fallenden Tropfen des Nebels hörte

man kein Geräuſch. Die wenigen gelben und braunen Blätter, die noch an den Aeſten der Bäume und in dem Gezweige des niederen Gebüſches ſich befanden, hingen in ihrer Vereinſamung ſtill und gedrückt herunter. Kein Vogel belebte die Zweige, kein Inſekt das verkommene Gras.

Eine verſchloſſene Kutſche fuhr, von zwei Pferden gezogen, auf der einſamen, in Windungen, durch dichte Waldung ſich ziehenden Landſtraße. Auf dem Bock ſaß nur der Kutſcher. Im Inneren des Wagens befanden ſich zwei Frauen. Sie ſaßen nebeneinander. Ihnen gegenüber auf dem Rückſitze, lag weniges Reiſegepäck.

Beide Reiſende waren noch jung. Die Eine, in vornehmer Reiſetoilette, war eine ſchöne Frau in ihren blühendſten Jahren. Die Andere, in der Tracht halb einer Bäuerin, halb einer Städterin der mittleren Stände, war ein ſchönes Mädchen in der begonnenen Blüthe ihrer Jahre.

Beide ſaßen ſtill nebeneinander. Man ſah es Beiden an, daß ein Kummer, eine Sorge ſie drücke.

Der Kutſcher hielt.

Er ſtieg vom Bock, trat an das Wagenfenſter und öffnete es.

Der Kutſcher war ein alter Mann mit einem jener Geſichter, in denen man Treue und Verſchwiegenheit bis in den Tod lieſt.

Er wandte ſich an die Dame in der eleganten Reiſetoilette.

Gnädige Frau, wir ſind an Ort und Stelle, ſagte er.

Schon? erwiderte die Dame, indem eine helle Röthe über ihre Wangen flog.

Auch in dem Geſichte ihrer Begleiterin zeigte ſich Unruhe.

Sie machte Anſtalten zum Ausſteigen.

Sie ſaß an der Seite, an welcher der Kutſcher das Fenſter und zugleich den ganzen Schlag des Wagens geöffnet hatte.

Man ſah eine eben ſo edle als reizende Geſtalt ſich erheben, als das Mädchen aus dem Wagen ſtieg.

Nachdem ſie ausgeſtiegen war, nahm ſie von dem Rückſitze des Wagens ein kleines, in ein weißes Taſchentuch zuſammengebundenes Päckchen. Es ſchien ihre Reiſeeffecten zu enthalten. Sie ſetzte es auf die Erde.

Dann wendete ſie ſich zu dem Wagen zurück.

In ihren Augen ſtanden Thränen.

Sie erhob das ſchöne, unter den Thränen doppelt ſchöne Geſicht zu der Dame, die ſitzen geblieben war.

Leben Sie wohl, gnädige Frau, ſagte ſie.

Die Stimme war leiſe und zitterte.

Heftiges Schluchzen unterbrach ſie nach den wenigen Worten ganz.

Das Mädchen faßte nach der Hand der Dame, um ſie an ihre Lippen zu führen.

Ich ſteige aus, ſagte die Dame.

Von dem Mädchen unterſtützt, verließ ſie den Wagen.

Es war eine ſchöne, köſtlich blühende Geſtalt.

Sie ſah ſich zuerſt nach allen Seiten um, wie es ſchien, nicht ohne einige Beſorgniß.

Der Wagen hielt am Saume des Waldes, durch den man gefahren war. Hinter ihm war das volle Dickicht der Bäume, die noch zu beiden Seiten hin ſich ausdehnten. Vor ihm lag ein ſich weit erſtrekkendes Weidengeſtrüpp, durch welches der Landweg, auf dem der Wagen ſich befand, in Krümmungen ſich weiter zog.

In der Nähe wie in der Ferne war alles ſtill. Man ſah weder ein menſchliches Weſen, noch eine menſchliche Wohnung. Nur in weiterer Ferne zeigten jenſeits des Geſtrüpps am Horizont ſich viele Thürme einer größeren Stadt.

Laß uns noch wenige Schritte zuſammen wandeln, ſagte die Dame zu dem Mädchen.

Sie ging auf dem Wege voran.

Das Mädchen trat ihr zur Seite.

Wir müſſen hier ſcheiden, Eliſabeth, ſagte die Generalin Reuter. Ich konnte Dich nicht weiter bringen. Ich muß hier umkehren. Du kennſt den Weg zur Stadt; Du wirſt ihn allein finden.

Eliſabeth Neumann ging ſchweigend neben ihr.

Der Abſchied von Dir wird mir ſchwer, mein liebes Mädchen, fuhr die Generalin fort. Ich hatte mich an Dich gewöhnt. Du biſt ſo brav.

Eliſabeth Neumann hatte vergeblich verſucht, ihre Thränen zu trocknen. Bei den Worten der Generalin floſſen ſie ſtärker.

Sie machen mir das Herz ſchwer, gnädige Frau, antwortete ſie.

Ein ſchweres Herz, verſetzte die Generalin, macht immer andere Herzen ſchwer. Aber Dein Herz wird wieder leicht werden.

Sie betonte das Wort: Dein.

Eliſabeth Neumann ſchüttelte ſtill den Kopf.

Die Generalin fuhr fort: Du wirſt nun bald in Dein ſtilles Dorf zurückkehren, und eine glückliche Frau und eine glückliche Mutter werden. Die Stürme, die die Welt bedrohen, werden bis zu Dir nicht mehr dringen.

Das Mädchen fuhr plötzlich auf.

Doch, doch! rief ſie.

Die Generalin ſah ihr mit Verwunderung in das Geſicht.

Sollteſt Du —? fragte ſie raſch.

Aber eben ſo raſch ſchwieg ſie wieder. Sie ſchien nachzudenken, und mit ſich ſelbſt zu kämpfen.

Dann fragte ſie: Du willſt zu Deiner Muhme in der Reſidenz?

Ich habe ja, antwortete Eliſabeth, zur Zeit kein anderes Unterkommen.

Du wirſt Deinen Franz ſehen? fragte die Generalin weiter.

Ich hoffe es.

Ein Seufzer begleitete die Antwort.

Wirſt Du, fuhr die Generalin langſam und mit Betonung der einzelnen Worte fort. Wirſt Du ſonſt Niemanden in der Reſidenz ſehen?

Eliſabeth Neumann erbleichte.

Sie antwortete nicht.

Du antworteſt mir nicht, ſagte die Generalin.

Ein von neuem hervorbrechender Strom von Thränen war die Antwort.

Die Generalin ſah das Mädchen mitleidig an.

Eliſabeth, ſagte ſie. Du biſt ein ſtarkes Mädchen. Aber ich fürchte, daß in Deinem Herzen ein Leiden ſitzt, das dennoch ſtärker iſt als Du.

Eliſabeth Neumann ſchlug zitternd die Augen nieder.

Ich bin Deine Freundin, ſagte die Generalin. Deine einzige Freundin jetzt. Fühlſt Du kein Bedürfniß, Dein Herz auszuſchütten, Rath, Hülfe zu ſuchen?

Eliſabeth blickte ſchweigend und ſeufzend nach den fernen Thürmen der Reſidenz.

Eliſabeth, fuhr die Generalin mitleidiger fort. Ich

ſehe in Dein Herz, ohne daß Du es mir entdeckſt. Höre, mein Kind —.

O, gnädige Frau, fiel ihr das Mädchen ins Wort. Schonen Sie mich. Sprechen Sie nicht weiter.

Sie ſah die Generalin flehend an. Sie legte ſchmerzvoll ihre Hände auf ihre Bruſt.

Die Generalin achtete nicht auf die Bitte.

Mein Kind, ſagte ſie. Du mußt klar, völlig klar mit Dir ſelbſt werden, wenn Du nicht zu Grunde gehen willſt. Du liebſt, Eliſabeth. Ich hatte bisher nur Ahnungen, denen ich leider, zu ſehr mit Anderem beſchäftigt, nicht die volle Bedeutung beigelegt habe. Heute ſind ſie mir zu einer traurigen Gewißheit geworden. Ich muß das Wort ausſprechen. Du liebſt einen Anderen, als Deinen Bräutigam. Du liebſt —.

Sprechen Sie den Namen nicht aus, ſchrie das Mädchen auf. Ich flehe Sie an. Ich muß vergehen.

Die Generalin wurde ruhiger.

Ich habe alſo Recht, ſagte ſie. Dann habe ich nur noch wenige Worte, nur noch eine Bitte. Höre Mädchen. Ich will nicht den Namen nennen, der allein eine ganze Scheidewand zwiſchen Dir und ſeinem Träger iſt. Ich will eben ſo wenig die übrigen Unterſchiede der Verhältniſſe berühren, die nun einmal einer fortdauernden Harmonie der Herzen in dieſem

Leben entgegenſtehen. Aber an Eins muß ich Dich erinnern. Unſer Vaterland erwarten heftige, furchtbare Stürme. Ich höre ſchon ihr Rauſchen. Ich ſehe ſchon ihr Wüthen und Zerſtören. Dem deutſchen Manne, der in dieſen Stürmen ſteht, blühet fortan kein Leben des Herzens, der Familie mehr. Ihm drohen nur noch die Schreckniſſe des Lebens, Verfolgung, Kerker, Tod. Wohl ihm, wenn er ſie nur für ſich allein zu tragen hat, wenn ihn nicht die ſchwerſte Laſt des Mannes drückt, andere geliebte Weſen in ſein Verderben mit hineinreißen zu müſſen. Haſt Du mich verſtanden, Eliſabeth?

Ich habe, antwortete das Mädchen niedergebeugt.

Nun, mein Kind, ſo folge mir. Dies iſt meine Bitte. Kehre um mit mir. Bleibe bei mir. Ich führe Dich in einen ſicheren Hafen der Ruhe. Bleibe bei der Freundin, deren Du bedürfen wirſt, die Deiner bedarf.

Die Generalin blieb vor Eliſabeth ſtehen. Sie nahm ihre Hände und ſah liebevoll bittend in ihre Augen.

Das Mädchen hielt einen Augenblick, wie mit ſich überlegend, die Augen zur Erde geheftet.

Dann antwortete ſie kopfſchüttelnd: Ich werde ja doch nicht glücklich.

Glücklich, verſetzte die Generalin ſeufzend. Glücklich werden wir Alle nicht. Auch ich nicht! Aber

hier, dort — ſie zeigte nach der Reſidenz — wirſt Du zu Grunde gehen.

Auf einmal richtete Eliſabeth Neumann ſich auf.

In ihren Augen leuchtete ein ſchönes Feuer.

Mit feſter, faſt begeiſterter Stimme antwortete ſie: Auch er geht ja zu Grunde, ſagen Sie. Ich will mit ihm zu Grunde gehen!

Die Generalin ſah zu dem Mädchen auf, nicht mit Verwunderung, aber mit einem Blicke, in dem ſich eine ſchmerzliche Ahnung mit Bewunderung miſchte. Sie beſtand nicht mehr auf ihrer Bitte. Sie mochte fühlen, daß ſie das nur einem gewöhnlichen Charakter gegenüber noch könne; und einem gewöhnlichen Weſen gegenüber hätte ſie wahrſcheinlich die Bitte gar nicht ausgeſprochen.

Begleite mich zum Wagen zurück, Eliſabeth, ſagte ſie mit trauriger Stimme.

Sie kehrten zu dem Wagen zurück, ſtumm, ohne ein Wort zu ſprechen.

Als ſie das Gefährte erreicht hatten, nahm die Generalin beide Hände des Mädchens.

Auch aus ihren Augen fielen Thränen.

Lebe wohl, Eliſabeth, ſagte ſie. Lebe ewig wohl.

Eliſabeth konnte vor Schluchzen nicht antworten.

Sie ſah nur weinend in das weinende Geſicht der Generalin.

Die Generalin beugte ſich zu ihr herüber. Sie drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Lebe wohl, wiederholte ſie.

Sie ſprang in den Wagen.

Leben Sie wohl! preßte Eliſabeth Neumann aus ihrer ſchmerzlich bewegten Bruſt hervor.

Sie nahm ihr Bündel von der Erde auf und ging.

Der Wagen drehete um, und fuhr langſam in den Wald zurück.

Ein verhüllter Mann drängte ſich mit raſchem, aber leiſem Gange ſeitwärts durch das Weidengeſtrüpp.

Eliſabeths Blick fiel auf ihn. Sie erkannte ihn.

Sie fuhr zuſammen.

Der Herr von Behr! ſagte ſie. Welche Widerſprüche in dieſer Frau!

Als der Herr von Behr an Eliſabeth Neumann vorbeigekommen war, verdoppelte er ſeine Schritte.

Er eilte dem Wagen nach. Der Wagen hielt.

Der Kutſchenſchlag öffnete ſich. Der Herr von Behr ſprang hinein.

Im raſchen Trabe fuhren die Pferde mit dem Wagen davon.

Eliſabeth ſchritt den Thürmen der Reſidenz zu, weinend, langſam, gedrückt; dann wieder ſich erhebend, mit raſchem Gange, mit klarem, glänzendem Auge; dann von neuem den Schmerz ihres Buſens ausweinend;

dann von neuem von ſchöner, freudiger Begeiſterung gehoben.

Sie erreichte die äußerſten Häuſer der Stadt.

Die trübe, traurige Stille der Natur, die auf dem Wege bis dahin ihre Begleitung gebildet hatte, verließ ſie auch hier nicht. Die Athmoſphäre wurde dicker, beengender, je mehr ſie ſich der Stadt nahete. Zu neuem aufſteigendem Nebel geſellten ſich die ſchweren Dünſte, die den Dunſtkreis der größeren Städte zu erfüllen pflegen. Je dicker und trüber die Athmoſphäre wurde, deſto unheimlicher wurde zugleich die Stille, die bis in die Straßen der Stadt ſich fortpflanzte. Von dem Getreibe, dem Geräuſch, dem Getöſe, durch welche die Nähe einer größeren Stadt in ſo mannichfacher Lebendigkeit ſich ankündigt, vernahm das Ohr gar nichts. Auch dem Auge zeigte ſich kein Leben.

Eliſabeth Neumann ſchien wenig oder gar nicht darauf zu achten.

Sie hatte den Platz vor der großen Kaſerne der Gardehuſaren erreicht.

Der Platz war ſtill, leer, todt. Kein Soldat, kein Pferd bewegte ſich darauf.

Eben ſo ſtill, leer und todt erſchien die Kaſerne ſelbſt. Das große Portal war verſchloſſen; keine Schildwache bewegte ſich davor. Von allen den vielen Fenſtern in der langen Fronte des Gebäudes ſtand

kein einziges offen. Die hohen Fenſter der Offiziers-wohnungen in dem Mittelgebäude waren mit Schlag-läden verſchloſſen. In manchen der übrigen Fenſter ſah man zerbrochene Scheiben. Eine Spur von Leben erblickte man nirgends. Nicht einmal Wäſche oder gewichſte Stiefel oder Reithoſen hingen zum Auslüften oder zum Trocknen da.

Eliſabeth Neumann blieb auf dem Platze ſtehen. Sie warf einen ſtillen Blick zu den Fenſtern hinauf, in denen früher das rege Leben der Huſaren geherrſcht hatte. Es war nur ein kurzer Blick. Sie ging weiter.

Sie nahm ihren Weg nach der Vorſtadt hin, die man früher das Peſtviertel genannt hatte. Faſt am Ende des Platzes, in der Nähe des Weges blieb ſie wieder ſtehen. Sie ſtand auf der Stelle, wo der Huſar Franz von der langen Peitſche des Lieutenants von Alten blutig getroffen und zur Erde geworfen war, wo der Geigenfritz ihn aufgenommen, beſchützt und gerettet hatte. Der Kreis, den die Reitbahn hier beſchrieben hatte, war noch im Sande zu ſehen.

Eliſabeth ſtellte ſich mitten in den Kreis. Sie verfolgte ſeine Peripherie nach allen Seiten. Dann wandte ſich ihr Blick dem Inneren des Kreiſes zu. Es war, als wenn ſie die Stelle geſucht hätte, wo der blutende Franz gelegen hatte, und noch die Spuren des Blutes, das dort gefloſſen war. Es mußte

jedenfalls eine traurige Beſchäftigung ſein, die ſie hier vornahm. Ihre Geſtalt war gebeugt, ihre Lippen waren ſchmerzlich zuſammengepreßt. Ihr Auge hing ſtarr und trocken an dem falben Sande. Nicht einmal die Wohlthat einer Thräne ſchien ihr zu Theil werden zu können.

Sie ſtand an dieſer Stelle lange. Mehrmals wollte ſie ſich entfernen; aber immer wieder ſchien etwas ſie feſtzuhalten. Es war als ob Gefühle und Erinnerungen unwillkührlich in ihr auftauchten, deren Gefühle entgegengeſetzter Art ſich ſofort bemächtigen wollen, um ſie zu verdrängen, und die dennoch immer wieder ihr Recht behaupteten. Angenehme Gefühle waren jene nicht. Waren es Gewiſſensbiſſe? Oder was war es ſonſt an dieſer Stelle, auf der ihr Bräutigam geblutet hatte, was dann ſie feſthielt, dann wieder ſie forttrieb?

Sie ging weiter. Sie kam an das Haus Schraders. Ihr Auge erhob ſich zu den grünen Jalouſieen des erſten Stocks. Auch in dem Hauſe war alles leer und ſtill, und hinter den Fenſtern und Jalouſieen war Niemand zu treffen. Aber das Auge Eliſabeths erheiterte ſich, als es hinaufſah. Doch nur einen Augenblick lang. Schnell wurde der Blick wieder trübe, und mit einer faſt ſchüchternen Haſt ſchritt ſie raſch an dem freundlichen Hauſe vorbei nach den verfallenen Häuſern des Kuhhorns hin.

Im Eingange der gewundenen Straße ſtand ſie eine Minute lang zögernd. Sie ſah in die Straße hinein. Die Straße war wie ausgeſtorben. Sie blickte zu den Häuſern empor. Die Häuſer ſtanden da wie todte, verſchüttete Maſſen.

In das erſte Haus rechts trat ſie hinein. Es war das Haus, in dem ſie bei Gottfried Beier und ihrer Muhme ſich aufgehalten hatte. Auch in dem Innern des Hauſes war es ſtill. Es war öde und verfallen wie früher, zur Zeit als der Typhus hier wüthete.

Das Mädchen ſtieg die Treppe hinauf. Sie trat an die wohlbekannte Thür, die in die Beierſche Wohnung führte. Sie horchte an der Thüre. Sie hörte nichts. Sie drehte an dem Griffe des Schloſſes, als wenn ſie die Thür öffnen wollte. Sie beſann ſich wieder, und klopfte an. Sie bekam keine Antwort.

Sie klopfte zum zweiten Male.

Eine weibliche Stimme rief von innen: Herein!

Eliſabeth bebte. Ihr Beben zeigte, daß ſie eine fremde Stimme gehört hatte.

Sie öffnete die Thür und trat in die Stube.

Sie trat in eine Stube der Armuth, des Elends, der Unordnung, der Unreinlichkeit. Hier wohnte nicht mehr Gottfried Beier, nicht mehr ihre Muhme.

In der Mitte der Armuth und der Unordnung

ſaß eine alte Frau, zuſammengekauert in dem ſtumpfſinnigen Brüten des Alters in Vereinigung mit dem Elende.

Wohnt Gottfried Beier hier nicht mehr? fragte das Mädchen die alte Frau.

Die Frau mußte ſich eine Weile beſinnen.

Nein, antwortete ſie dann.

Können Sie mir ſagen, wo er jetzt wohnt? fragte das Mädchen weiter.

Die Frau beſann ſich wieder.

Ich weiß es nicht, erwiderte ſie nach einiger Zeit.

Das Mädchen warf noch einen Blick auf die alte Frau. Der Blick mochte ihr ſagen, daß bei dem Stumpfſinn der Frau ein ferneres Fragen fruchtlos ſei.

Sie kehrte um, die Stube zu verlaſſen.

Unterdeß hatte in das Gedächtniß der Greiſin ſich ein Strahl halber Erinnerung geſenkt.

In der Stadt ſoll er wohnen, ſagte ſie, mehr zu ſich, als zu dem Mädchen.

Eliſabeth war ſtehen geblieben.

Die Frau fuhr in gleicher Weiſe, in Abſätzen fort: In der Altſtadt, ſagen die Leute. Am alten Markte, glaube ich.

Sie ſchwieg, ſtumpf und müde vor ſich hinſtarrend.

Eliſabeth Neumann verließ die Stube, das Haus, die Straße. Sie kehrte zurück an der Kaſerne, an dem Exerzirplatze, an dem Schraderſchen Hauſe vorbei.

Eine breite Straße führte dort in das Innere der Reſidenz.

Die Straße gehörte in gewöhnlichen Zeiten zu den lebhafteſten der Stadt. Ein bedeutender Theil des ein- und ausſtrömenden Verkehrs bewegte ſich in ihr.

Heute war ſie todt. Still, leer und todt. Kein lebendes Weſen bewegte ſich in ihr, ſoweit das Auge reichte. Kein Laut wurde hörbar in ihr, ſo weit das Ohr lauſchte.

Still wie die Straße, waren zu ihren beiden Seiten die Häuſer. Alle Thüren waren verſchloſſen. Vor den Fenſtern lagen die Läden. Keine Geſtalt ließ ſich blicken. Kein Ton ließ ſich vernehmen.

Eliſabeth Neumann ging durch eine Einöde.

Die Stille um ſie her mußte ihr bisher nicht aufgefallen ſein. In dieſer Straße ſchien ſie ihr plötzlich unheimlich zu werden. Sie ſah ſich fragend um, nach den Steinen, den Häuſern, den verſchloſſenen Thüren und Fenſtern. Ein Schauer ſchien ihren Körper zu ergreifen. Was war vorgegangen? Was bedeuteten dieſe Anzeichen des Todes rund um ſie her? Auf allen ihren Schritten? Hier, wo ſonſt nur das lauteſte, das lebendigſte Leben herrſchte? Nur Ein lebendes Weſen hatte ſie geſehen. Und welches? Ein ſchon halb vertrockneter Körper, ein ſchon mehr als zur Hälfte zerſtörter Geiſt!

Ein Zittern befiel ſie. Wohl ein Zittern mehr der Aufregung und Spannung, als der Furcht.

Sie beſchleunigte ihre Schritte.

Sie erreichte das Ende der Straße. Ueberall dieſelbe Stille, dieſelbe Einöde.

Ein Netz von Straßen breitete ſich vor ihr aus. Sie fand nicht mehr Leben. Nur in den Seitenſtraßen ſchlichen einzelne Menſchen an den Häuſern hin.

Dem Mädchen wurde unheimlicher.

Sie ging in eine der vor ihr liegenden Straßen.

Auf einmal hörte ſie in einer Seitenſtraße Bewegung. Es war eine lebhafte Bewegung; aber doch eine ſchauerliche, die geeignet war, das Blut erſtarren zu machen.

Aus der Straße ſtürzten zehn bis funfzehn Männer hervor. Es waren häßliche Geſtalten. Ihre Bekleidung beſtand aus Lumpen. In den Händen trugen ſie Waffen von allerlei Gattung. Sie waren mit Musketen, Piſtolen, Säbeln, Lanzen, mit Miſtgabeln und anderen Inſtrumenten bewaffnet. Sie rannten ſtumm dahin. Kein Laut kam über ihre Lippen. Aber auf dieſen blauen aſchgrauen Lippen ſtand ein ſchmutziger Schauer des Zorns; in ihren erdfahlen Wangen zuckten elektriſche Schläge des Ingrimms, und aus ihren rollenden Augen flogen Blitze der höchſten Wuth.

Sie eilten in wüthender Haſt an Eliſabeth vorbei.

Das Herz des Mädchens erbebte bis auf den innerſten Grund, als dieſe wilden Geſtalten ſie faſt berührten, denen Haß, Rache und Wuth aus jedem Zuge, aus jeder Bewegung hervorleuchtete, und an denen das Schrecklichſte das tiefe Schweigen der Wuth war. Nur von ihren Schritten hallten die Straßen und die Häuſer wieder. Wenn das Gerippe des Todes klappernd, mit ſeinen dürren Knochen um Mitternacht durch die ſtillen Straßen einer Stadt zöge, es könnte keinen eiſigeren Eindruck hervorbringen.

Eliſabeth ſetzte ihren Weg fort.

Noch mehrere Male kamen ähnliche Züge bewaffneter, wildausſehender Menſchen aus den entfernteren Straßen der Reſidenz her an ihr vorbeigerannt. Es waren nicht immer blos Männer; ſelbſt Knaben waren darunter. Haß und Wuth leuchteten aus den Augen Aller. Die Männer gingen ſtill. Nur die Knaben waren laut. Sie jauchzten in faſt wilder Luſt.

Aus einem Haufen ſprang ein Knabe auf das einſam gehende Mädchen zu.

Ha! ſchmucke Dirne! rief er lachend. Willſt Du mit uns zum Tanze? Aber wir tanzen den Todtentanz!

Ein älterer Mann, der dem Knaben folgte, ſtieß ihn vor ſich hin. In ſeinen Augen ſah man zornigen Unwillen.

Voran! rief er. Heute, Burſch, iſt keine Zeit für ſchlechte Witze.

Der Knabe eilte beſchämt weiter.

Es war ein ſonderbares Weſen, das den Zorn der Leute durchzog.

Eliſabeth Neumann war mit den Straßen und Plätzen der Stadt bekannt. Um zu dem alten Markte zu gelangen, mußte ſie den größeren Theil der Neuſtadt und den in dieſer belegenen Platz vor dem fürſtlichen Schloſſe durchſchreiten.

Es war kaum lebhafter in den Straßen, als ſie mehr das Innere der Stadt erreichte. Ueberall noch waren die Thüren und Läden verſchloſſen, die Fenſter bedeckt. Die Züge der Bewaffneten hörten auf. Nur einzelne Menſchen ſchlichen raſch und ängſtlich, an den Häuſern entlang.

Eliſabeth kam an einem großen Gebäude vorbei. Ihr Gang wurde unſicher, als ſie es erreichte. Sie ſchien ihre Schritte beſchleunigen zu wollen; ſie wurden dennoch, wie wider ihren Willen, langſamer. Sie warf verſtohlene, ſcheue Blicke zu den Fenſtern hinauf. Ihr Geſicht wurde von einer dunklen Röthe übergoſſen.

Das Eingangsthor des Gebäudes ſtand offen. In dem Innern des Hauſes war es lebendig.

Eliſabeth Neumann hemmte ihre Schritte ganz, als ſie dem Thore gegenüber war. Sie warf einen

Blick in das offene Vorhaus. Die Röthe war von ihren Wangen gewichen. Sie hielt ihren Athem an; ihr Buſen wogte unruhig. Sie ſchien unſchlüſſig zu ſein, ob ſie eintreten oder vorbeigehen ſolle.

Sie ging vorbei.

Aber als ſie wenige Schritte weiter gegangen war, kamen Menſchen aus dem Hauſe.

Sie blieb ſtehen und wandte ſich um.

Auch die Menſchen, die aus dem Hauſe gekommen waren, blieben auf der Straße ſtehen.

Es waren fünf oder ſechs Herren. Sie waren in lebhafter, aber leiſer und wie es ſchien, von Aengſtlichkeit nicht freier Unterhaltung. In ihren Mienen drückte ſich unverkennbar Furcht und Beſorgniß aus.

Eliſabeth Neumann machte einige Schritte nach dem Hauſe zurück. Sie kam den Männern näher; ſie konnte ihr Geſpräch verſtehen.

Zwei derſelben ſchienen den Anderen Mittheilungen zu machen; man ſah dies an den fragenden Geſichtern der Letzteren.

Einen der Erſteren hörte Eliſabeth die Verſicherung ertheilen: Der Miniſter meint es redlich. Wir dürfen nicht daran zweifeln.

Die Stadt, ſetzte der Zweite hinzu, und mit ihr das ganze Land darf ſich beruhigen. Wir werden das auch unſern Committenten, dem Magiſtrate und

dem Bürgerausſchuſſe, mittheilen. Die Verfaſſung, die der Fürſt uns gegeben hat, enthält alle dem Volke gemachte Verheißungen garantirt, und der Miniſter hat bei ſeinem Ehrenworte verſichert, daß es der feſte Wille des Fürſten ſei, ſie in allen Stücken zu halten.

Einer der Zuhörenden erwiderte dem Mittheilenden: Aber warum denn dieſe Octroyirung? Warum dieſe Gewaltmaßregeln? Dieſer Belagerungszuſtand bei tiefſter Ruhe der Reſidenz und des ganzen Landes.

Warum, mein Freund? War denn mit dieſen Demokraten, mit dieſer Umſturzpartei anders fertig zu werden?

Garantieen? fragte ein Dritter. Wie kann man Angeſichts der Thatſachen noch von Garantieen ſprechen? Eine von der Volksvertretung durch Vereinbarung mit dem Fürſten zu Stande gebrachte, von dem ganzen Lande beſchworne Verfaſſung wird plötzlich aufgehoben; eine neue wird an deren Stelle einſeitig dem Volke aufgedrängt; die Volksvertreter werden —.

Sie müſſen doch geſtehen, fiel der erſte Redner ein, daß mit jener, leider zu Stande gekommenen, aber von der Umſturzpartei allein, die in der Landesverſammlung ſtets die Majorität hatte, dictirten Verfaſſung unmöglich zu regieren war. Sie hatte alle Macht der Regierung genommen und in die Hände des Volkes gelegt, des Volks, das ſtets eine willenloſe

Beute unruhiger Köpfe, beſitzloſer Wühler und hungriger Literaten iſt. Nein, meine Herren, laſſen Sie uns nicht undankbar ſein. Gerade wir, die wir den beſitzenden Claſſen angehören, können zu dem Schritte der Regierung nicht genug Glück wünſchen.

Es iſt wahr, es iſt wahr, ſagten mehrere Stimmen.

Nur Einer der Herren ſchien ſich noch nicht ſogleich beruhigen zu können.

Wenn nur die Gewaltſamkeit dabei nicht wäre! ſagte er.

Aber mit der Gewißheit des Sieges erwiderte ihm der erſte Redner: Wie wollten Sie Böſewichtern und dem durch Böſewichter verblendeten rohen Haufen auf andere Weiſe, als durch Gewalt beikommen?

Nun gut, ſagte ſchon halb beſchwichtigt der Gegner. Aber bedenken Sie, dieſe gewaltſam über den Haufen geworfene Verfaſſung war angenommen, freiwillig angenommen von denſelben Perſonen, die ſie jetzt mit Gewalt über den Haufen werfen.

Auch ich, entgegnete der Andere, hatte mich im erſten Augenblicke hieran geſtoßen, und ich machte dem Miniſter den Einwurf. Allein er erwiderte mir gewiß nicht ohne Grund, daß die Regierung die höhere Aufgabe habe, das Volk zu beglücken. Dieſe Aufgabe zu erfüllen, ſei eine Pflicht, von der gar nichts in der Welt entbinden könne. Zudem habe früher ein

Zuſtand der Gewalt geherrſcht, der keine Verbindlichkeiten erzeugen könne.

Den Zweifler bewegte noch immer ein Reſt des Zweifels.

Der Erbprinz, ſagte er, hätte die Regierung übernehmen ſollen.

Um Gotteswillen, rief der Beruhigende. Wohin denken Sie? In welches Verderben hätte ein ſolcher Act das Land geſtürzt! Sie kennen die Geheimniſſe und die Intriguen des Hofes nicht, wie es ſcheint. Sie würden ſonſt wiſſen, daß gerade das, was Sie ausſprachen, der Plan jenes unheimlichen Mannes war, in deſſen unerklärlicher Gewalt ſich leider lange Zeit der Fürſt befand, und jetzt wieder der junge Prinz befindet. Wer aber kennt nicht, oder vielmehr wer kennt die geheimnißvollen, unglücksſchwangeren Pläne dieſes Abenteurers?

Der Zweifler ſchien endlich befriedigt.

Nun wohl, ſagte er. Es ſei. Eins iſt doch wenigſtens gewiß. Die Straßenanarchie nimmt ihr Ende, und der ruhige Bürger bekommt endlich wieder Ruhe.

Ja, Ruhe! Ruhe! riefen Alle.

Und ſie gingen weiter, aber mit beſorgten, unruhigen Mienen.

Eliſabeth Neumann ſtand noch immer. Sie ſchien zu ahnen, aber nicht begreifen zu können.

In dem Thore des Hauſes erſchien ein Bedienter.

Der Mann ſah ſich etwas ängſtlich auf der Straße um.

Das Mädchen trat nach einigem Beſinnen zu ihm.

Wer wohnt in dieſem Hauſe? fragte ſie.

Der Herr Miniſterpräſident Idel! war die raſche Antwort des Mannes, der in das Haus zurückkehren wollte.

Wohnte hier, fragte Eliſabeth weiter, aber mit faſt ängſtlich zögernder Stimme. Wohnte hier nicht früher der Herr von Felſen?

Ja!

Und wo wohnt er jetzt?

Das weiß Gott!

Der Mann kehrte in das Haus zurück, und verſchloß das Thor.

Das weiß Gott! wiederholte das Mädchen ſeufzend. Und jene Frau ſagte, er werde zu Grunde gehen! — Er wird! Er wird! Denn auch das Vaterland ſcheint wieder zu Grunde zu gehen. Und ich mit ihm! Mit leiden!

Sie ſetzte ſinnend und träumend ihren Weg fort. Sie ſchien auf das, was ſie umgab, nicht mehr zu achten, nicht mehr auf die unheimliche Stille der Straßen und der Häuſer während ihres Weitergehens, nicht auf das dumpfe Geräuſch, das nach einiger Zeit

aus der Ferne herüber tönte, und auf das ſie in gerader Richtung zuging.

Sie hatte die Nähe des Schloſſes erreicht.

Sie kam dem Geräuſche immer näher. Es ſchien von einem Rennen und Durcheinanderreden vieler Menſchen herzurühren. Zuweilen hörte man dazwiſchen ein Rollen und Fallen von Körpern, manchmal auch die Schläge einer Art, oder das Aneinanderſchlagen von Steinen, oder das Brechen von Planken und Sparren. Auffallend war es, daß das Geräuſch, trotz ſeiner Nähe, immer ſeinen dumpfen Charakter behielt. Wiewohl man die einzelnen Töne unterſcheiden konnte, ſo hörte man doch nirgends einen einzelnen Ton ſich beſonders hervordrängen, noch weniger irgend ein lautes Schreien oder Rufen. Wenn, was kaum noch zu bezweifeln war, alles auf einen im Begriff des Ausbruchs ſtehenden Aufſtand der Reſidenz ſchließen ließ, ſo zeigten die wahrgenommenen Erſcheinungen eben ſo unzweifelhaft von der einen Seite eine große Energie der Leidenſchaften in den dabei thätigen Perſonen, wie von der anderen Seite eine durchaus planmäßig angelegte und exakt ausgeführte Organiſation der Bewegung an.

Bei der dadurch bekundeten Intenſität des Aufſtandes mußte es von noch anderer Seite wieder beinahe mehr als auffallend erſcheinen, daß man nirgends

Anſtalten oder Vorkehrungen gewahrte, ihm zu begegnen. Von Militair war überall keine Spur zu ſehen. Freilich konnte man daraus auch auf ein planmäßiges Handeln der Gegenſeite ſchließen, die ihre Kräfte auf einen Punkt zuſammengezogen habe, von dem aus ſie am wirkſamſten dem drohenden Sturme entgegentreten und ihn brechen und vernichten könne.

Eliſabeth Neumann erreichte von einer Seitenſtraße aus den Schloßplatz.

Sie ſtand auf einmal unmittelbar vor dem Geräuſche, das ſie ſchon aus der Ferne gehört hatte, dem ſie immer entgegengegangen war.

Der weite Platz war angefüllt mit Menſchen. Tauſende von jenen wilden Geſtalten waren hier, die vorher in einzelnen Trupps an dem Mädchen vorbeigerannt waren. Zwiſchen ihnen befanden ſich Weiber und Knaben.

Alle waren beſchäftigt. Die meiſten arbeiteten an dem überall aufgeriſſenen Steinpflaſter und den daraus vor den ſämmtlichen, auf den Platz führenden Straßen, ſowie den Portalen des Schloſſes gegenüber aufgerichteten häuſerhohen Barrikaden. Es wurden Steine, Balken, Sparren, Tonnen, Bänke, und ähnliches Material zugetragen, zuſammengeſchichtet und zuſammengezimmert. Vor den Barrikaden an unzähligen

Feuern waren Weiber mit dem Sieden von Waſſer in ungeheuern Keſſeln beſchäftigt. Daneben lagen und huckten Knaben an der Erde und goſſen Kugeln.

Alles geſchah mit Ruhe, ohne Getöſe, ohne Geſchrei.

Es war eine entſetzliche, geſchäftige, wilde Ruhe, die auf dem weiten Platze herrſchte.

Still, todt, ausgeſtorben lag dieſem Treiben das weitläufige Schloß des Fürſten gegenüber.

Das Jahr 1848 hat in Deutſchland ſonderbare Kontraſte im Leben der Fürſten und Völker heraufgeholt.

Das alte Schloß des Fürſten hatte — wie manche andere Schlöſſer von Fürſten — ſeit ſeinem Entſtehen, ſeit Hunderten von Jahren, nur Freudenfeſte auf dem weitem Platze geſehen, der ſich vor ihm ausbreitete, nur Freudenfeſte, von den getreuen Unterthanen gefeiert.

Das Jahr 1848 zeigte ihm etwas Anderes.

Eliſabeth Neumann wandte ſich von dem Schloßplatze zurück. Sie ſuchte einen anderen Weg, um zu der Wohnung ihrer Muhme zu gelangen.

Durch eine Menge von Gaſſen kam ſie zu dem alten Markte. Ueberall hatte ſie auch hier die Häuſer verſchloſſen, die Straßen leer, oder nur einzelne, ängſtlich umherſchleichende Geſtalten gefunden. Alles Leben der Stadt ſchien ſich auf den Schloßplatz zuſammengedrängt zu haben.

Auf dem Markte begegnete ihr ein einzelner Menſch.

Sie erkannte ihn. Sie hielt, als ſie ihn erkannte, ihre Schritte an, augenſcheinlich unſchlüſſig, ob ſie ihn anreden ſolle oder nicht.

Das Geſicht des Menſchen glühete.

Eliſabeth mochte es zuletzt für beſſer halten, an ihm vorbeizugehen.

Aber auch der Menſch hatte ſie erkannt.

Mit einem widerlichen Grinſen vertrat er ihr den Weg.

Eliſabeth Neumann! rief er. Wie kommſt Du in die Reſidenz? Und gerade heute?

Ich ſuche die Muhme, Chriſtoph Beier, antwortete das Mädchen.

Meiſter Beier, Mühmchen! verwies und verbeſſerte der Trunkenbold, indem er ſich in die Bruſt warf.

So? ſagte Eliſabeth halb erfreut, halb zweifelnd. Habt Ihr Euer Geſchäft wieder angefangen?

Chriſtoph Beier erwiderte lachend und prahlend: Geſchäfte genug! Ach, ich bin jetzt ein gemachter Mann. Ja, ich! Du brauchſt mich nicht ſo verächtlich darauf anzuſehen.

So geht es, fragte theilnehmend das Mädchen, auch Eurem Bruder und der Muhme wohl wieder ganz wohl?

Pah, was kümmern mich die? — Aber ſage mir, mein Kind, woher kommſt Du? Und wohin willſt Du?

Ich ſagte es Euch ſchon. Ihr könnt wohl ſo gefällig ſein, mir die Wohnung der Muhme zu zeigen. Sie ſoll hier am Markte liegen.

Ei, meine Tochter, Du willſt zu Deiner Muhme, und Du weißt nicht einmal, wo ſie wohnt?

Was fällt Euch dabei auf? In der großen Stadt —

Gibt es heute allerlei zu thun. Ja, ja! Aber ſage mir doch, was Du da in Deinem Bündel trägſt?

Er warf einen verdächtigen, lüſteren Blick auf das Päckchen, das Eliſabeth in der Hand trug.

Dem Mädchen ſchien das längere Beiſammenſein mit dem Menſchen unheimlich, oder doch unangenehm zu werden.

Meine Kleidungsſtücke trage ich darin, antwortete ſie. Zeigt mir jetzt das Haus.

Oho, das Haus? Ich werde Dir wohl ein anderes Haus zeigen müſſen. Höre Mädchen, Du biſt auch eine ſo verfluchte Demokratin. Ueber Euch geht es jetzt her.

Ihr ſeid wieder einmal betrunken, Chriſtoph Beier!

Mit dieſen Worten wandte ſich Eliſabeth von ihm ab, um ihren Weg fortzuſetzen.

Aber ſchon hatte der Menſch ſie am Arme gefaßt.

Nicht von der Stelle, rief er mit erhöheter Stimme. Du biſt eine Landesverrätherin, eine Hochverrätherin. Du ſtehſt mit den Rebellen in Verbindung. Du willſt

ihnen Nachrichten von außen bringen. Du haſt ſie ihnen ſchon gebracht. Als loyaler Unterthan Seiner Hoheit arretire ich Dich.

Narr, ſagte das Mädchen verächtlich.

Mit einem kräftigen Ruck ihres nervigen Armes befreiete ſie ſich von der entnervten Hand des Trunkenbolds.

Aber in demſelben Augenblicke begegnete ihr Zweierlei.

Chriſtoph Beier faßte mit einem plötzlichen behenden Griffe nach ihrem Bündel, und riß es ihr aus der Hand.

An ihrer anderen Hand fühlte ſie ſich von einer ſtarken, harten Hand feſtgehalten.

Als ſie ſich umblickte, ſah ſie einen zweiten Mann vor ſich, den ſie gleichfalls nur zu wohl kannte.

Es war der Gendarm Schultze, der ihre Hand hielt.

Eliſabeth Neumann erſchrack nicht. Aber ſie wurde erzürnt.

Bin ich hier, ſagte ſie, unter Räuber gerathen? Mitten in der Reſidenz? Bei hellem Tage? Im Augenblicke laſſen Sie mich los! Und Ihr, Chriſtoph Beier, gebt mir meine Sachen wieder.

Der Gendarm ſah ſie ſehr freundlich an.

Mein herzliebes Püppchen, ſprach er ſanft. Ich habe die, allerdings manchmal ſehr häßliche Gewohnheit,

eine Hand, die ich einmal gefaßt habe, ſobald nicht wieder loszulaſſen. Du mußt Dich darin ſchicken, wie leid es mir auch um ein ſo hübſches und liebes Kind thut. Vor allen Dingen gib mir doch Aufklärung darüber, was meinen lieben und loyalen Freund hier bewogen haben kann, Dich vor aller Welt eine Landes- und Hochverrätherin zu nennen? Du weißt, der Hochverrath iſt ein ſchweres Verbrechen, und ſo auch der Landesverrath.

Laßt mich, erwiderte das Mädchen verächtlich, mit Euren einfältigen Redensarten in Ruhe, und gebt mich auf der Stelle frei.

Sie bemühete ſich, ihre Hand loszumachen. Allein wie viele Kraft ſie auch anzuwenden hatte und anwandte, ſie befand ſich einer ſtärkeren Kraft, und jedenfalls einer bewunderungswürdigen Geübtheit und Gewandtheit im Feſthalten gegenüber. Der Gendarm hatte ihr Handgelenke ſo ſicher gefaßt, daß ſie die Hand nicht zu rühren vermochte, und der ganze Arm ihr wie gelähmt war. Ihre Bemühungen, ſich zu befreien, waren vergebens. Sie ſah es ein, und ſtand davon ab, auf einen unbewachten Augenblick, oder auf fremde Hülfe wartend.

Der Gendarm lächelte mit einem mitleidigen Seufzer.

Armes Kind! ſagte er. Es iſt ein Unglück, ſo feſtgehalten zu werden. Aber der liebe Gott ſchickt

nun einmal viel Unglück über ſeine armen Menſchenkinder. Es wird heute noch mehr Unglück in dieſe ſchöne Stadt einziehen, und wenn mein theuerer Freund hier mir Dein Verbrechen erklärt haben wird, und ich Dir dann in der Frohnveſte ein ſicheres Unterkommen werde angewieſen haben, ſo wirſt Du gewiß in Deinem ſicheren Aufbewahrungsorte manchen Dank für den ſo ungerecht verhaßten Gendarmen Schultze zum Himmel ſenden, der vor allem dem Wirrwarr und Getümmel Dich gerettet hat.

Eliſabeth ſchwieg. Man ſah es ihr an; ſie achtete ſich zu ſehr, um zu antworten.

Chriſtoph Beier nahm das Wort.

Du willſt wiſſen, Freundchen, was das Mädchen verbrochen hat?

Eliſabeth Neumann unterbrach ihn.

Chriſtoph Beier, ſagte ſie, ſchämt Ihr Euch nicht? Seid Ihr ſo tief geſunken, daß Ihr mit einem Menſchen, wie dieſer hier, jetzt gemeinſchaftliche Sache macht, gar Freundſchaft geſchloſſen habt? Ihr waret ein ſo ordentlicher Menſch, ein ſo ehrenwerther Meiſter, und nun —

Der betrunkene Menſch war nicht betrunken genug, um nicht roth zu werden vor Aerger und Zorn, und vielleicht auch vor Scham.

Halt Dein Maul, Du freche Dirne! fuhr er das Mädchen an.

Der Gendarm aber beſänftigte ihn.

Mein geliebter Freund, ſagte er mit ſeiner ſanften Stimme, auf deſſen Freundſchaft ich meinerſeits ſtolz bin, laß Dich das Urtheil der Welt nicht verdrießen. Du aber meine theuerſte Tochter, wiſſe, daß es kein ſüßeres und zugleich einträglicheres Geſchäft gibt, als die Freundſchaft. Und nun mein Freund, theile mir mit, was dieſes Mädchen, deren ſchöne Hand ſo ſanft in der meinigen ruhet, verbrochen hat.

Was ſie verbrochen hat? verſetzte Chriſtoph Beier wichtig. Ich brauche Dir wohl nur das Eine zu ſagen, daß dieſe freche Perſon die Geliebte des Hochverräthers Felſen iſt.

Es war, als wenn ein heftiger Krampf die Glieder des Mädchens geſchüttelt hätte. Ihr Auge ſprühete Zorn. Ihre Lippen öffneten ſich zu einer raſchen Erwiderung. Allein das Gefühl der bloßen Verachtung des Elenden gewann bald die Oberhand in ihr. Ihre Lippen verſtummten.

Chriſtoph Beier fuhr fort. Was hat ſie gerade heute in der Reſidenz zu thun, wenn ſie nicht als Spionin ihres Geliebten hier iſt? Sie wird Nachrichten vom Lande haben, von den Zuzügen, auf die das Rebellengeſindel rechnet.

Ja, ja, entgegnete der Gendarm. Du biſt ein feiner Kopf, Freund Beier! — Und Du, mein ſüßes

Püppchen, haſt Du denn deinem ſüßen Freunde und ehemaligen Miniſter, jetzigem Hochverräther, deinen Rapport ſchon abgeſtattet?

Eliſabeth Neumann ſchwieg ſtolz.

Du antworteſt nicht? Ach, Süße, Du haſt auch Recht; hier auf offenem Markte iſt es ein ſchlechter Platz für ein Verhör. Du weißt doch, daß hier Kriegszuſtand proklamirt iſt? Auf der Wache wird das Kriegsgericht ſchon beſſer mit Dir fertig werden. Folge mir, meine geliebte Freundin.

Das Mädchen hatte ſich vergebens nach Hülfe, nach Rettung umgeſehen. Kein Menſch hatte ſich blicken laſſen. Sie mußte ſich in ihr Schickſal ergeben, wie der Gendarm geſagt hatte. Sie folgte ihm.

Er führte ſie in eine Gegend der Stadt, die von der, aus welcher ſie gekommen war, in entgegengeſetzter Richtung lag. Chriſtoph Beier folgte.

In den Straßen, durch die ſie kamen, herrſchte Leben. Aber es war nicht das gewöhnliche Leben der Bewohner der Straßen. Es war ein unruhiges Leben des Krieges. Man ſah nur Soldaten. An den Straßenecken ſtanden ſie auf Wachpoſten. Durch die Straßen marſchirten ſie in ſtarken Patrouillen. An einer Kaſerne bauten ſie Barrikaden und andere Vertheidigungswerke auf.

Ach, meine Liebe, ſagte der Gendarm Schultze

unterwegs, in dem Kriegsgerichte wirſt Du einen alten Bekannten wiederfinden, wenn ich nicht irre. Der freundliche Herr von Alten wird eine große Freude ſeines braven Herzens haben, wenn er Dich heute ſo plötzlich ſieht. Du kennſt den lieben Herrn doch noch?

Das Mädchen mochte wohl einen leiſen Schauder empfinden. Aber ſie antwortete nur mit einem gleichgültigen Blicke.

Es wird Manches jetzt vergolten werden, bemerkte Chriſtoph Beier.

Freilich, Du Theurer. Es kommt jetzt eine ſelige Zeit, erwiderte ſein Genoſſe.

Und, lachte der Andere, die Zeit des Lohnes für unſere Mühen und Beſchwerden. Auch wir haben ehrlich gearbeitet für dieſe Zeit.

Alles mit Gottes Hülfe, Du edler Menſch, wie unſer frommer neuer Miniſterpräſident ſagt.

Dein Gönner.

Darum auch ein ſo braver Herr! Ja, mein Freund, unſer Einer hat bisher gemeint, daß er auch ein frommes und gottſeliges Herz habe. Aber gegen ſolche Herren kommt man doch gar nicht auf. Ich ſage Dir, ſie haben ſelbſt dann noch Bibelſtellen und ſind fromm und gottesfürchtig, wenn ſie auch geradezu dem Teufel ins Handwerk fallen, mit Verläſterung und Verleumdung, mit Treubruch und mit Eidbruch.

Und in welche tiefe ſittliche Entrüſtung gerathen ſie, wenn ſo ein Hund von einem Demokraten ſich herausnimmt, von Tugend, oder Ehre, oder Volk, oder Treue oder dergleichen zu ſprechen. Man wird hingeriſſen, mein Beſter. Die Schändlichkeiten dieſer verruchten Partei der Anarchie und des Umſturzes, zu welcher auch das bedaurungswürdige Geſchöpf hier an meiner Hand gehört, wird Einem dann ſo recht klar, und man ſieht ein, wie Recht jene frommen Herren haben, wenn ſie ſich beinahe für eins mit dem lieben Gott halten.

Geigenfritz! rief Eliſabeth Neumann mit lauter Stimme.

Sie hatte mit ihren Begleitern die Rückſeite eines alten Gebäudes erreicht.

In der Nähe deſſelben, in einiger Entfernung, bewegte ſich die hohe, dunkle Geſtalt des Mannes, deſſen Namen ſie rief.

Der Geigenfritz hörte den Ruf.

Sein Auge ſah die Rufende.

Er ſtürzte auf ſie zu.

Chriſtoph Beier nahm mit dem Bündel des Mädchens Reißaus.

Der Gendarm Schultze aber ſtrengte ſeine Kräfte faſt übermenſchlich an. Mit einer Gewalt, der Eliſabeths Kraft nicht zu widerſtehen vermochte, riß

er ſie mit ſich fort durch ein offenſtehendes Thor in das Innere des Gebäudes.

Der Geigenfritz langte zu ſpät an.

In einem Hauſe der Reſidenz befanden ſich in tiefem, ernſtem Geſpräche mehrere Männer. Ihre Mienen waren ſorgenvoll, düſter. Aber der Blick ihrer Augen zeigte, daß, wie ſchwere Laſt auch auf ihr Inneres drücken mochte, der Geiſt frei und klar geblieben war. Bei den Meiſten wenigſtens war dies der Fall. Einigen mochte nie ein klarer Geiſt inne gewohnt haben.

Es hatte Einer das Wort, der zu dieſen Letzteren zu gehören ſchien.

Das Auge des Doctors Adebar glühete, die Adern an ſeiner Stirn waren dick und blau angeſchwollen; ſein langes Haar flatterte wild; der zurückgeſchlagene Kragen ſeines Hemdes hing unordentlich um ſeinen bloßen Hals.

Ich bleibe dabei, ſprach er eifrig und mit einer gellenden Stimme, es gibt nur noch Ein Mittel, das Vaterland zu retten, und bei dem ewigen Gott, wir müſſen es ergreifen. Die Hydra der Reaction hat ihr Haupt, oder vielmehr ihre ſieben oder neun, oder fünfzig Häupter, wieder erhoben, und nur ein Herkules kann ihr das Haupt oder die Häupter zertreten. Ein

Herkules, ſage ich. Und was verſtehe ich unter einem Herkules? Mit den Volksvertretungen iſt es in Deutſchland vorbei. Die Landtage, die Nationalverſammlungen, die Parlamente vermögen nichts mehr auf deutſchem Boden. Die rohe Gewalt herrſcht wieder. Und die rohe Gewalt kann nur durch Gewalt zurückgeſchlagen werden. Was verſtehe ich alſo unter jenem Herkules, der die freche Hydra der Reaction unterdrücken ſoll, der allein das vermag? Bei dem ewigen Gott, einen Diktator verſtehe ich darunter. Ja, meine Freunde, wir müſſen einen großen Mann in Deutſchland finden; den müſſen wir zum Diktator Deutſchlands erheben. Er muß mit unbeſchränkter Machtvollkommenheit ausgeſtattet werden. Sein Erſtes muß ſein, daß er alle Parlamente und Nationalverſammlungen nach Hauſe ſchickt, und das ganze deutſche Volk in die Waffen ruft, für die Freiheit.

Der Redner mußte einhalten, um Athem zu ſchöpfen.

Jeder in der Geſellſchaft hatte ihn mit den offenſten Zeichen der Ungeduld angehört.

Die Pauſe, die er machte, wurde ſofort von einem jungen Manne benutzt, ihn zu unterbrechen.

Meine Herren, ſagte der Aſſeſſor Claſſen, nicht ohne einen Zorn, den er nicht ganz zu unterdrücken vermocht hatte. Sie Alle werden einſehen, daß ſolche

Reden uns in unſerer wichtigen Berathung nicht weiter fördern können. Ich begreife überhaupt nicht, wie man gegenüber der brennenden Gefahr rings um uns her, noch ſolche Sachen vorzubringen nur wagen mag.

Was bringt ein deutſcher Doctor und Profeſſor nicht alles vor, wenn er nur gelehrt ſpekuliren und ſchön reden kann! warf der Herr Schrader ein, indem er ſein ernſtes, bekümmertes Geſicht zu einem Lächeln zwang, das trotz dieſes Zwanges ſchmerzlich genug ausfiel. Sein Humor ſchien ihn auch in dieſem Augenblicke nicht verlaſſen zu haben.

Der Doctor Adebar war über die Unterbrechung entrüſtet geworden.

Meine Herren, rief er, Sie dürfen nicht urtheilen, bevor Sie mich zu Ende gehört haben. Und ich bin noch lange nicht am Ende. Ich ſprach von einem Diktator für Deutſchland. Wir müſſen ihn ſofort erwählen, in dieſer Stunde noch. Wir müſſen uns umſehen nach einem großen Manne in allen deutſchen Gauen —.

Aber zum Teufel, Herr, unterbrach ihn der Aſſeſſor Claſſen, ſo nehmen Sie doch Vernunft an. Sehen Sie denn nicht, um was es ſich handelt? Leider erhebt die Reaction ihr Haupt in ganz Deutſchland wieder. Aber hier handelt es ſich darum, der Reaction in unſerem engeren Vaterlande das Haupt zu zertreten,

und zwar noch heute, in dieſer Stunde. Wie wollen Sie uns da auf einen Mann vertröſten, von dem Sie noch nicht einmal wiſſen, ob er in der Welt exiſtirt, den Sie noch erſt in allen deutſchen Gauen mit der Laterne ſuchen müſſen?

Der Doctor Adebar ſchrie lauter und gellender. Was geht mich Ihr enges Vaterland an? Dieſe unſere engeren Vaterländer ſind eben das Unglück unſeres Geſammtvaterlandes. Ich bleibe dabei —.

Schrader war aufgeſtanden. Er trat zu dem Doktor.

Indem er ihm die Hand auf die Schulter legte, ſagte er ſehr ruhig zu ihm: Du haſt Recht, Adebar. Aber ſprich morgen weiter, wenn Dich bis dahin die fürſtlichen Kugeln nicht getroffen haben.

Der Doktor Adebar ſchwieg, wie ein gehorſames Kind.

Zum Diktator ſchien er ſich nicht zu eignen.

Schrader wandte ſich zu der Geſellſchaft.

Meine Freunde, ſagte er, laßt uns zu unſerer Frage zurückkehren, von der wir abgekommen waren. Der Sturm droht jeden Augenblick den Ausbruch. Das Volk will nicht nachgeben, es will den Kampf aufnehmen. Vergebens haben wir verſucht, die Wahrſcheinlichkeit eines unglücklichen Ausganges ihm vorzuſtellen. Es fragt ſich, ob wir, die wir bisher an der Spitze der ehrenwerthen Beſtrebungen der Volksbewegung geſtanden haben, an dieſem Kampfe Theil

nehmen ſollen oder nicht. Hierüber, meine Freunde, wolle Jeder ſeine Anſicht ausſprechen. Hieran wolle aber auch Jeder ſich halten.

Hatte Schrader und mit ihm die Geſellſchaft geglaubt, die Berathung auf den richtigen, fördernden Weg zurückgeleitet zu haben, ſo hatte man ſich geirrt.

Eine hohle, dumpfe Stimme löſete die gellende Stimme Adebars ab.

Ich habe das Wort, ſprach ein kleiner, hohläugiger und hohlwangiger Mann. Ich muß es aber zuvörderſt gebrauchen, um zu proteſtiren, zu proteſtiren im Namen des geſammten großen deutſchen Vaterlandes. Mein Freund Adebar hat Recht. Aber er hat das Rechte nur halb ausgeſprochen. Parlamente ſind jetzt Unſinn. Nur ein Diktator kann das Vaterland retten. Aber der Diktator darf nur das Mittel ſein. Bevor wir ihn hinſtellen, müſſen wir erſt den Zweck klar hinſtellen, für welchen wir ihn wollen. Und dieſer Zweck iſt kein anderer, kann und darf kein anderer ſein, als die einige und ſociale deutſche Republik. Dieſe Republik und mit ihr die Vertilgung aller Fürſten müſſen wir noch heute, hier, in dieſer Stunde, dekretiren und ausrufen. Wir müſſen dabei zugleich noch mehr dekretiren, die direkte, von den Urverſammlungen des Volks ausgehende Geſetzgebung, die Verbrüderung aller Völker der Erde, für die Freiheit, für die Re-

publik. Das muß unſer Panier ſein. Nur wenn wir dem Volke eine ſolche Idee klar und lebendig hinſtellen, können wir es begeiſtern für den Kampf, können wir aber auch zugleich darauf rechnen, daß jene verblendeten Tyrannenſöldlinge zu einer beſſeren Einſicht kommen und ſich auf unſere Seite ſtellen werden. Nur unter ſolchem Panier. —

Dem Aſſeſſor Claſſen war der Faden ſeiner Geduld wieder geriſſen.

Allmächtiger Gott, rief er zornig dem Redner zu. Menſch, iſt es denn jetzt Zeit, Deine Redeübungen aus den Volksverſammlungen wieder vorzubringen? Magſt Du Recht haben mit Deinem Diktator, mit Deiner Republik, mit allem, was Du uns vorgeſchwätzt haſt, iſt das denn aber heute, in dieſem Augenblicke, im Angeſichte des entbrennenden Kampfes, etwas Anderes als Unſinn, als der jämmerlichſte, elendeſte Unſinn? Ich bitte Euch um des Himmels willen, laßt uns endlich einmal zur Sache kommen.

Ein ſchlichter Bürger, ein Mann mit einem verſtändigen und kräftigen Geſichte, nahm das Wort.

Meine Herren, ſagte er, darum bitte auch ich. Es handelt ſich hier um Troſt, um Beiſtand für das arme Volk. Aber ich habe hier leider noch kein einziges tröſtliches Wort vernommen. Von einem Zurückweiſen des Volks iſt jetzt keine Rede mehr. Der

Kampf iſt einmal unvermeidlich geworden. Und wer, meine Herren, hat ihn unvermeidlich gemacht? Wir geringeren Leute haben immer vorhergeſagt, was jetzt gekommen iſt. Wir waren ſtets mißtrauiſch. Wir waren immer der Meinung, daß das alte Regiment wiederkehren werde. Wir haben immer gewarnt. Aber die Herren, die am Regiment waren, hatten ſtets nur Mahnungen zum Vertrauen und zur Geduld für uns. Unterdeß iſt die Gewalt uns wieder über den Kopf gewachſen. Die Frage, meine Herren, iſt jetzt nur die, wollen Sie noch ferner mit dem Volke zuſammengehen, oder wollen Sie es jetzt, auf ſeinem ſchweren, todtbringenden Gange allein, im Stiche laſſen?

Es erhob ſich ein anderer Mann. Es war ein Mann, dem der Gram tiefe Furchen in das kräftige Geſicht geſchnitten hatte.

Sie haben Recht, ſprach er zu dem Bürger, der geredet hatte. Wir ſind es, die das Volk in dieſen verzweiflungsvollen Kampf hineingetrieben haben. Wir durch unſere Schwäche, durch unſere Halbheit. Ich klage mich ſelbſt hier an, ich ſelbſt mich am meiſten.

Der Bürger unterbrach ihn.

Wären Alle geweſen, wie Sie, Herr Felſen, ſo ſtände es beſſer mit uns. Auch Sie haben immer genug gewarnt. Aber Sie ſtanden allein, Sie und Herr Schrader. Aber ein anderer Mann des Volkes,

den ich jetzt hier nicht ſehe, trägt die meiſte Schuld. Er war es, der immer nur Nachgeben verlangte, der immer Vertrauen hatte, der nie die wachſende Reaction ſehen wollte. Sie Beiden waren gegen ihn und ſeine Anhänger in der Minderheit. Er trägt die Hauptſchuld des Verderbens.

Es iſt wahr, erwiderte Felſen, der Graf Arensberg hat durch ſeine Nachgiebigkeit uns immer weiter gedrängt. Er glaubt ſogar in dieſem Augenblicke noch an Freiheit, und wir ſehen ihn daher nicht in unſerer Mitte. Er hat ſich von uns ab- und den Conſtitutionellen zugewendet. Aber ihn trifft nicht die alleinige Schuld. Ihn trifft keine größere Schuld als namentlich mich. Auf mich, ich darf, ich muß es hier ſagen, vertraute das Volk am feſteſten, mir folgte es am willigſten. Mich, mich trifft die größere, die ſchwerere Schuld. Es iſt eine beklagenswerthe Schuld, die Tauſende ins Verderben führt, das Vaterland von neuem elend macht. Ja, meine Freunde, unſere ſchöne, große Sache iſt verloren, Deutſchland geht aufs neue dem Abſolutismus entgegen. Die Fehler, die wir hier gemacht haben, ſind in dieſer Zeit überall in Deutſchland gemacht. Die Reaction hebt überall ihr Haupt wieder empor. Das Volk aber iſt erſchlafft. Sein Enthuſiasmus iſt nach kurzer Friſt wieder verraucht. Seiner kräftigen Erhebung iſt ſehr bald die

Gewalt gefolgt. Und ich fürchte, es wird dieſer Ohnmacht noch lange erliegen, bis andere furchtbare Kataſtrophen es wieder zur Thatkraft drängen, und ihm die Freiheit dauernd bringen.

Der ſchlichte Bürger unterbrach Felſen abermals. Ich glaube das nicht, Herr, ſagte er. Wohl weiß ich, daß ein Volk eine Revolution nicht über Nacht macht, daß es die Freiheit nicht mit der Schlafmütze einfangen kann. Aber ein Volk, in dem der Geiſt der Freiheit einmal wach geworden iſt, kann nie wieder ganz und auf die Dauer unterdrückt werden.

Gebe Gott das, erwiderte Felſen. Eins iſt klar, unſre Sache iſt jetzt verloren. Sie wird jetzt überall in Deutſchland beſiegt werden; auch hier, heute an dieſem unglücklichen Tage. Es iſt ein vergeblicher Kampf, den das Volk unternimmt. Es wird darin unterliegen, entſetzlich, blutig unterliegen. Aber, meine Freunde, es iſt ein unvermeidlicher Kampf. Wir hören das nicht nur von allen Seiten verſichern. Es kann auch, wie ich das Volk kenne, nicht anders ſein. Die Maſſe iſt einmal wild bewegt. Die Flammen ſchlagen bereits zu hoch, als daß ſie noch zu löſchen wären. Das Feuer muß ausbrennen; es muß ſich aufzehren in ſeinem wilden, furchtbarem Kampfe. Das Volk geht ſeinen letzten Gang für ſeine Sache. Der Gang iſt ein unglücklicher, ein

blutiger. Und wer hat es dahin gedrängt? Ich habe es geſagt, meine Freunde. Ich werde auch auf dieſem letzten Gange von dem Volke nicht laſſen. Ich kann es nicht. Ich konnte nicht mit ihm ſiegen; ich werde mit ihm fallen. Das iſt meine Pflicht; das iſt mein Entſchluß.

Felſen hatte mit Ruhe, ohne Leidenſchaft, faſt ohne Lebhaftigkeit geſprochen.

Seine Worte machten dennoch einen tiefen Eindruck auf die Verſammelten.

In jedem Geſichte las man Trauer, Schmerz.

Schrader trat zu Felſen. Er drückte ſeine Hand.

Kommen Sie, mein Freund, ſagte er. Ich gehe mit Ihnen.

Wir gehen Alle! riefen Alle.

Die kräftigen Männerfäuſte ſchüttelten einander.

Die Augen ſahen nicht mehr ſchmerzvoll vor ſich hin. Es leuchtete Muth und Begeiſterung in ihnen.

Kommt, meine Freunde! rief Felſen.

Alle brachen auf.

Als Felſen aus der Thür ſchreiten wollte, ſah er zwei Perſonen vor ſich ſtehen, deren Anblick ſeinen Schritt hemmte.

Eliſabeth! rief er überraſcht.

Eliſabeth Neumann ſtand vor ihm, und neben ihr der alte Geigenfritz.

Du hier, Mädchen? In dieſer Stunde? In dieſem Augenblicke?

Das Mädchen ſtand ſprachlos vor ihm. Sie ſchien das Wort nicht finden zu können, das ſie ihm zu ſagen hatte.

Das Volk hat ſie befreiet, ſagte der Geigenfritz. Ein paar Buben hatten ſie fortgeſchleppt. Das Volk hat ſie ihnen entriſſen.

Du heute hier, Eliſabeth! wiederholte Felſen, und man konnte zweifelhaft bleiben, ob in dem Tone der Worte und in dem Blicke, der ſie begleitete, mehr eine traurige oder eine erhebende Ahnung ſich aus-ſprach.

Eliſabeth Neumann erhob ihre Augen zu ihm. Sie hatte ſich geſammelt. Sie ſah klar und milde zu ihm auf.

Ich bringe Ihnen Grüße von Eliſe, ſagte ſie. Sie ſprach, es ſeien ihre letzten Grüße an das Leben.

Ein Zug des Schmerzes durchfuhr das Geſicht Felſens. Dieſe letzten Grüße ſollten den letzten Schmerz in ſeiner Bruſt angeregt haben.

Sie iſt fort? fragte er.

In eine neue, unbekannte Welt, die allen ihren Freunden und Lieben für alle Zeiten unbekannt bleiben ſoll.

Du haſt ſie begleitet?

Ich war bei ihr, ſo lange ihr Fuß noch die vaterländiſche Erde berührte.

Du treue Seele!

Eliſabeth blickte mit glänzendem Auge in das Auge Felſens.

Felſen, ſagte ſie, auch Sie ſind treu geblieben, treu dem Volke, treu dem Verſprechen, das Sie mir einſt in der Stunde der Gefahr gaben.

Treu? wiederholte Felſen mit einem traurigen Blicke. Iſt nicht auch Schwäche Verrath? Mädchen, ich hatte auf meine Schultern eine ſchwere Laſt geladen. Sie war zu ſchwer für mich. Ich hätte es fühlen ſollen, bei Zeiten. Ich hätte die Laſt von mir abwälzen ſollen, auf ſtärkere Schultern; oder ich hätte mich ſelbſt mit mehr Kraft waffnen ſollen. Ich behielt die Laſt, ich blieb ſchwach. Ich habe dadurch Theil genommen an der Schuld, die dieſes brave Volk jetzt den brudermörderiſchen Kugeln und vielleicht auf lange Zeit wieder, der Unterdrückung, der Knechtſchaft entgegentreibt.

O Felſen, erwiderte ihm das Mädchen, wenn Sie ſich Vorwürfe machen wollen, wie könnte dann noch ein Mann in Deutſchland ſein Haupt erheben dürfen? Das Volk iſt ſtolz auf Sie. Und habe ich nicht ſo eben noch vernommen, und noch mehr geahnt als vernommen, wie Sie Ihr Verſprechen ganz löſen wollen?

Was hätteſt Du geahnt? fragte Felſen raſch.

Felſen! Sie gehen jetzt wieder in eine Gefahr, in eine andere, in eine größere, als damals. Laſſen Sie mich wieder an Ihrer Seite ſein.

Eliſabeth!

Ich bitte Sie. Sie gelobten mir einſt Dankbarkeit. Jetzt —.

Mädchen, Du biſt ein ſchwaches Weib.

Das ſchwache Weib rettete Sie.

Nein, Eliſabeth, mein Platz kann nicht der Deinige ſein. Du haſt nichts zu büßen, nichts zu ſühnen.

Auch Sie nicht. Sie wollen nur die verlorene Sache, das Unglück des Volkes nicht überleben.

Es iſt Vieles, was mir das Herz ſchwer, zu ſchwer macht. Dein Herz iſt leicht, frei. Du wirſt glücklich ſein.

O Gott, glücklich! — Felſen, ich verlaſſe Sie nicht.

Felſen kämpfte mehrere Sekunden mit ſich ſelbſt. Er wollte augenſcheinlich etwas ausſprechen, wofür er die Worte nicht finden konnte.

Du wirſt mich verlaſſen, mein Leben gehört dem Volke, ſagte er mit gepreßter Stimme.

Ich weiß es, antwortete ihm ruhig und mit einem klaren Blick das Mädchen.

Eliſabeth, mich erwartet vielleicht, wahrſcheinlich der Tod.

Sprechen Sie die Wahrheit, Felſen, ſagte Eliſabeth, indem ſie ihn mit demſelben klaren Blick anſah. Der Tod erwartet Sie gewiß.

Nun denn —.

Sie ſuchen ihn.

Mädchen, Du haſt eine große Seele.

Und doch wollen Sie mich ſo klein, ſo elend machen, indem Sie mich von ſich ſtoßen!

Felſen ſchwieg. Er kämpfte mit ſich ſelbſt, aber diesmal nicht um Worte.

Felſen, fuhr Eliſabeth entſchloſſen fort. Sie wollen ſterben. Ich ſehe in Ihre Seele. Ich ſterbe mit Ihnen.

Eliſabeth! —

Ich muß!

Welch ein Ton, in dem das Mädchen dieſe zwei kurzen Worte ſprach! Sie ſchüttete ihr ganzes Herz darin aus, Liebe, Treue, Schmerz, Entſchloſſenheit, Begeiſterung.

Und ſie öffneten das Herz Felſens.

Aus ſeinen Augen wich der Vorwurf gegen ſich ſelbſt. Es füllte ſich mit einer erhabenen Freude, mit einer edlen Wolluſt. Mit Liebe, mit Treue, mit Begeiſterung blickte er in ihr liebendes, treues, begeiſtertes Auge.

Du Edle! rief er. Komm an meine Bruſt.

Er nahm ihre beiden Hände.

Der Körper des Mädchens zitterte bei der Berührung.

Er drückte einen Kuß auf ihre Lippen.

Es war ein keuſcher, ein heiliger Kuß.

Wir ſind einander geweihet! ſagte er.

Sie umſchlang ihn mit ihren beiden Armen.

Sie weinte heftig.

Sie weinte Thränen der Liebe, des Glücks.

Geweihet zum Tode! rief ſie.

Sie trocknete ihre Thränen. Ihr Auge blickte wieder klar; ſie ſtand ſtolz, muthig, wie eine Siegerin da.

Stolz und muthig ſtand Felſen an ihrer Seite.

Ihre Blicke lächelten einander Seligkeit zu.

Der alte Geigenfritz ſtand vor ihnen, wie ein Hoherprieſter des Alterthums, dem längſt vermoderten Grabe entſtiegen, um den ſchönen Bund zweier Herzen zu ſegnen.

In der Ferne fiel ein Kanonenſchuß. Der ſchwere Schall dröhnte dumpf durch den dicken Nebel, der die Luft erfüllte.

Das Signal! ſagte der Geigenfritz. Die Truppen rücken in die Stadt. Der Kampf beginnt. Fort!

Fort zum Kampfe! Fort zum Tode!

Alle Drei eilten fort.

In dem Reiche der Natur bewegt ſich alles nach beſtimmten Geſetzen. Es iſt dies in dem Reiche der körperlichen, wie der geiſtigen Welt ſo. Aber es beſteht ein weſentlicher Unterſchied bei beiden. In dem Reiche der Körper haben dieſe Geſetze einen ewigen allgemeinen Kampf der einzelnen Körper gegen einander zur Folge. Es iſt das bellum omnium contra omnia. Dieſer Kampf iſt ihr Weſen. Er bringt zuletzt die allgemeine Harmonie des körperlichen Weltalls hervor. In einem ununterbrochenen Kampfe mit einander liegen die Elemente, welche die Erde bilden. Das Waſſer führt Krieg gegen die Erde; das Feuer verzehrt das Waſſer; das Waſſer wiederum das Feuer. Einen ewigen Krieg führt gegen einander alles Gethier, das die Erde bewohnt. Jede Art iſt feindlich gegen die andere, jede einzelne Art bekämpft und verzehrt ſich unter einander. Ja, die Weltkörper ſogar führen den gegenſeitigen Krieg. Wandeln ſie auch fort in ihren Bahnen nach unwandelbaren Geſetzen, ſeit Jahrtauſenden, ſeit unberechenbaren Millionen von Jahren; es findet dennoch ein Anſtoß zwiſchen ihnen ſtatt, eine gegenſeitige Vernichtung. Manche Revolutionen in dem Gebiete der Welt- und Himmelskörper kennt der menſchliche Geiſt bereits aus der früheren Zeit; manche andere hat er berechnet, eben aus und nach jenen großen Geſetzen ihres Daſeins und ihrer Bewegung.

Dieſe Kämpfe, dieſe Kriege, dieſe Revolutionen

erhalten die äußere Welt. Das Gewürm lebt, indem es das Geflügel, das Geflügel, indem es das Gewürm verzehrt; das vierfüßige Thier lebt von beiden, und dient wieder einander ſich zur Nahrung, zum Mittel ſeiner Exiſtenz. Der Kampf der Elemente iſt die Bedingung zum Daſein und Leben aller lebenden Weſen. Nur durch ſie, durch die von ihnen hervorgebrachten großartigen Revolutionen, iſt unſere Erde geworden, wie und was ſie iſt. Wer wollte zweifeln, daß auch der Kampf jener Himmelskörper ein erſprießlicher, ein erhaltender, ein nothwendiger ſei?

Und der Menſch?

Der Menſch iſt ein ſittliches, er iſt aber auch ein ſinnliches Weſen.

Als ſinnliches Weſen ſteht er mitten in jenem Kampfe Aller gegen Alle. Er muß mitten darin ſtehen. Er iſt der Beherrſcher dieſes Kampfes, ſoweit dieſer Kampf die ausſchließlich der Erde angehörigen Kräfte betrifft; denn er iſt der Beherrſcher dieſer Kräfte. Alles Irdiſche, die ganze Erde mit allem, was ihr an ſinnlichem, an körperlichem Material angehört, dient dem Menſchen. Es dient ihm, indem er es beherrſcht. Er beherrſcht es aber nur, nachdem er es bekämpft und beſiegt hat. Ihm dient alles Gethier, ihm dienen alle Elemente, aber nur durch ewigen, durch allgemeinen Kampf.

Und der ſittliche Menſch? Der Menſch gegenüber dem Menſchen?

So weit die Geſchichte, ſo weit die Sage reicht, wir finden einen ununterbrochenen, einen ewigen Kampf der Menſchen gegen die Menſchen. Die Geſchichte der Religion aller Menſchen beginnt mit Kampf, mit Krieg, mit Mord des Menſchen gegen den Menſchen. Nur ein unvermeidlicher, unverlierbarer rother Faden zieht ſich durch die Geſchichte aller Länder, aller Völker, von ihrem Urſprunge bis zu ihrem letzten Tage. Es iſt der Kampf, es iſt der Krieg, es iſt der Mord des Menſchen gegen den Menſchen.

Und dieſer Kampf des Menſchen gegen den Menſchen hat das ſittliche Element des Menſchen zu ſeiner Triebfeder, zu ſeiner Grundlage. Er iſt nicht ein Produkt der körperlichen, ſinnlichen Exiſtenznothwendigkeit; er hat zu ſeiner Baſis lediglich die innere geiſtige und ſittliche Natur des Menſchen, ſein ſittliches Willens- und Begehrungsvermögen, ſeine Leidenſchaften. Er iſt ſeinem innerſten Weſen nach kein ſinnlicher, er iſt ein ſittlicher Kampf.

Und auch dieſer ſittliche Kampf des Menſchen gegen den Menſchen, wäre eine Nothwendigkeit, eine Naturnothwendigkeit, eine Nothwendigkeit der geiſtigen, der ſittlichen Natur des Menſchen?

Er iſt ein allgemeiner. Er beſteht, ſo lange der Menſch und ſeine Geſchichte beſteht. Er iſt entſtanden mit dem Menſchen. Kain erſchlug den Abel. Er wüthet noch am heutigen Tage.

Aber der erſte Mord des Menſchen gegen den Menſchen war ein Brudermord. Und was iſt der Krieg noch am heutigen Tage?

In dem ſittlichen Weſen des Menſchen iſt nur Ein höchſtes Prinzip begründet, nur Eine Nothwendigkeit: Die Liebe.

Die Menſchheit geht nicht zurück. Sie ſchreitet in einem ewigen geiſtigen und ſittlichen Entwicklungsgange voran.

Auch der Hader, der Streit, der Krieg wird aufhören. Die Liebe wird die feindſeligen Leidenſchaften beſiegen.

Nicht durch äußerliche Inſtitutionen; nicht durch erdachte, erfundene, gemachte Einrichtungen mit erträumten Erfolgen. Aber durch das klare, durch das ſiegreiche, durch das naturgemäße, bewußte Hervortreten des ſittlichen Prinzips im Menſchen. Was vermögen künſtliche und loſe Vereinigungen und Verbindungen? Was vermag jenes erkünſtelte allgemeine Völkerſchiedsgericht? Kann es, wenn das ſittliche Bewußtſein, wenn die Herrſchaft des ſittlichen Prinzips fehlt, ſeinen Urtheilsſprüchen auf eine andere Weiſe Nachdruck und Geltung verſchaffen, als wiederum nur durch Gewalt, durch Kampf, durch Krieg? Auch die Rechtsſprüche unſerer bürgerlichen Gerichtshöfe können ja nur durch Gewalt, durch Krieg im Kleinen, in Wirkſamkeit geſetzt werden.

Wenn das Rechtsbewußtſein nicht mehr ein blos formales, ſondern zugleich das ſittliche Bewußtſein und als ſolches allgemein ſein wird, dann hat der Krieg aufgehört zu exiſtiren.

Und dieſe Zeit wird kommen.

Ja, der Krieg wird aufhören; der Krieg für die gemeinen Intereſſen und Begierden; der Krieg für die Religion; der Krieg für die Nationalitäten und zu allererſt der Krieg für die Dynaſtieen. —

Die Maſſen des Volkes auf dem Schloßplatze hatten ſich nicht gelichtet. Sie waren dichter geworden.

Sie ſtanden geordnet, in kampfesluſtigen Reihen. Sie ſtanden ſchweigend, aber unverzagt. Man hörte kein Schreien, kein Lärmen, kein Toben in den Reihen. Aber man ſah deſto mehr blitzende Augen, deſto mehr vom Zorne zuſammengepreßte Lippen.

Aus der Ferne ertönte Gewirbel der Trommeln. Es kündete den Feind an.

Und dieſer Feind waren die Söhne deſſelben Landes, deſſen Söhne auf dem weiten Platze ſtanden, ſie zu empfangen, ſie zu empfangen als Angreifer, als Angreifer in einem Kampfe auf Leben und Tod.

Von allen Seiten ertönten die Trommeln. Von allen Seiten ſtrömten die Truppen herbei. Herbei nach dem freien Punkte, dem Schloßplatze, wo der Vernichtungskampf aufgenommen werden ſollte.

Wohl war es eine große Maſſe, die hier zuſammen-

hielt; zu groß, viel zu groß, wenn man das Elend erwog, das der Haß, der Zorn, die Leidenſchaften der Tauſenden, die ſich hier begegnen ſollten, ſich gegenſeitig bereiten würden. Aber es war ein Häuflein, ein geringes Häuflein gegenüber den Maſſen von Truppen, die von allen Seiten heranrückten.

Das Volk hatte ſich auf vereinzelte Kämpfe in einzelnen Straßen und Plätzen nicht einlaſſen wollen. Das Militair des Fürſten hatte nur einen kleinen, entlegenen Theil der Stadt beſetzt und außerdem ſeine Stellung außerhalb der Reſidenz gehabt. Der Fürſt ſelbſt hatte die Reſidenz verlaſſen und ſich zu den Truppen begeben. Der Schloßplatz war geräumig genug, die geſammte kampffähige und kampfmuthige Menge zu faſſen. Er war zugleich der geeigneteſte Platz der Stadt, auf welchem ein Angriff mit einiger wahrſcheinlichen Ausſicht auf Erfolg aufgenommen werden konnte. Er bildete einen Halbkreis, deſſen gerade Linie das fürſtliche Schloß ausmachte, und deſſen beide Enden auf dieſes Schloß ſtießen. Auf den Schloßplatz mündeten mehrere Straßen; die Mündungen waren mit Hülfe feſter Barrikaden ſehr wohl zu vertheidigen. Ein Ueberfall im Rücken konnte nicht befürchtet werden; er hätte nur vom Schloſſe aus ſtattfinden können. Das Schloß ſelbſt war aber vom Volke beſetzt, und es konnten überdies von deſſen Rückſeite Truppen nur über einen Teich hineingelangen, dem es aber durchaus an Fahrzeugen fehlte.

Der Wirbel der Trommeln kam näher.

Er übertäubte jedes andere Geräuſch der ſich Nahenden.

Er betäubte nicht den Muth, nicht die Kampfesluſt des harrenden Volkes.

Der Wirbel der Trommeln hörte gleichzeitig in allen zu dem Platze führenden Straßen auf, in einer Entfernung von ungefähr anderthalb hundert Schritten von den Barrikaden. Er machte anderem, weniger lautem, aber das Herz deſto mehr zuſammenſchnürendem Geräuſche Platz. Man hörte von allen Seiten, in allen Straßen das Nahen der Truppen. Man hörte den feſten, geſchloſſenen Tritt des Fußvolks; man hörte den Schall der Hufe von unzähligen Pferden; man hörte das dumpfe Rollen der Kanonenwagen, von deren ſchwerem Drucke auf das Steinpflaſter die Mauern der Häuſer zu beiden Seiten der Straßen erzitterten.

Man hörte alles deutlich in der tiefen, lautloſen Stille, die auf dem Schloßplatze herrſchte, und die Töne, die man hörte, waren um ſo mehr geeignet, auf die Phantaſie und auf die Leidenſchaften zu wirken, als der dichte Nebel, der immer mehr die Luft verfinſterte, von allem dem, was die Töne verurſachte, nichts wahrnehmen ließ. Man ſah weder die Soldaten, noch die Pferde, noch die Kanonen.

Ein lautes, ſich vielfach wiederholendes Halt

hemmte plötzlich und faſt zu gleicher Zeit das Anrücken der Truppen.

Es war eine furchtbare Stille, es war die Stille des herannahenden Todes, die in den Straßen und auf dem Platze herrſchte.

Wie manches Herz, wenn es auch ſo eben noch freudig und muthig geklopft hatte, mochte in dieſem Augenblicke bebend an die Rippen ſchlagen. Dicht gegeneinander ſtanden die Feinde; Brüder, Väter, Söhne, und doch Feinde, Feinde auf Leben und Tod; durch den Raum weniger Schritte getrennt, getrennt, ohne ſich zu ſehen und zu hören, aber mit jedem Pulsſchlage das ſichere, das unvermeidliche, das blutige und vernichtende Zuſammenſtoßen erwartend.

Eine rauſchende, eine triumphirende, eine jubelnde Muſik erſcholl. Sie erſcholl in allen Straßen, aus Hunderten von Hörnern, Trompeten, Pauken und andern Inſtrumenten der militäriſchen Muſik.

Fürchterlicher Gedanke; grauenvoller Wahnſinn des Haſſes, der Wuth! Die wuthziſchende Schlange, den wuthſchnaubenden Löwen ſänftigt man durch die Töne der Muſik. Den Menſchen wird dadurch in die Schlacht getrieben, zum wuthziſchenden Stürmen, zum wuthſchnaubenden Schlagen des Bruders gegen den Bruder!

Welcher Mißbrauch der edelſten Kunſt!

Die Muſik ertönte fort, immer rauſchend, immer triumphirend, immer jubelnd.

Die mittlere der Straßen, die zu dem Schloßplatze führten, war die breiteſte. In ihr konnte das Militair ſeine meiſten Streitkräfte entwickeln. Auch die Volksmacht hatte dort ihre ſtärkſten Vertheidigungswerke. Von dort aus konnten am leichteſten Befehle nach allen Seiten ertheilt werden. Die Führer der beiderſeitigen Streitmaſſen hatten dort ihre Stellung.

Während die Muſik ſchwieg, kam von der Spitze des Militairs ein Offizier mit einem weißen Tuche an die Barrikade zu Ende dieſer Straße herangeritten.

Er machte Halt wenige Schritte vor der Barrikade.

Ihn empfing das lautloſe Schweigen des Platzes.

Bethörtes Volk, ſprach er mit lauter Stimme. Euer gnädigſter Fürſt und Landesherr fordert Euch auf, ſofort die Waffen niederzulegen, Euch ungeſäumt ruhig nach Hauſe zu begeben, und in ſchuldigem Gehorſam zu erwarten, was Seine Hoheit gegen Rebellen beſchließen wird. Den Verführten unter Euch wird die milde Gnade Seiner Hoheit nicht fehlen; aber nur bei ſofortiger Unterwerfung. Werdet Ihr den rebelliſchen Kampf aufnehmen, ſo iſt Euer Aller Loos das Verderben. Wählt, Unterwerfung und Gnade den Verführten, oder vergeblichen Kampf gegen eine dreifache Uebermacht und Vernichtung Aller.

Der Offizier ſchwieg.

Auf der Mitte der Barrikade ſtand Felſen; an ſeiner Seite ſtand Eliſabeth Neumann.

Felſen wandte ſich um nach der Menge, die ſich hinter ihm befand.

Er ſprach mit ſeiner kräftigen Stimme nur das Eine Wort: Wählt!

Aber da brach der Sturm los, der ſich ſo lange, ſo viele Stunden verſchloſſen hatte. Der Zorn brach los, der Haß, die Wuth, die Verzweiflung.

Kampf! riefen Tauſende von Stimmen, riefen alle Männer, die auf dem Platze waren, riefen die Weiber, riefen die Knaben.

Kampf! Kampf!

Der Ruf dauerte eine Minute. Dann herrſchte wieder die Stille des Todes.

Felſen wandte ſich zurück zu dem Offizier.

Sie haben, ſagte er mit ruhiger Stimme, die Antwort des Volkes vernommen. Bringen Sie ſie Ihrem Befehlshaber.

Aber nun, rief er auf einmal lauter, und ſeine Stimme klang weit hinein in die Straßen, in die Reihen der Soldaten, weit und klar, und ſtark und vernehmlich. Aber nun ein Wort an Euch, ihr Soldaten, die Ihr kampfbereit uns gegenüber ſtehet. Brüder, die Ihr mit Euren Brüdern, Söhne, die Ihr mit Euren Väter kämpfen wollt, wiſſet Ihr, wofür Ihr kämpfen wollt?

Von allen Seiten ertönte der doppelte Schall der Trommeln und der Muſik. Er übertönte die weiteren Worte Felſens.

Das laute Kommando der Befehlshaber des Militairs zum Vorrücken gegen die Barrikaden erſcholl dazwiſchen.

Der Kampf begann. Er begann mit allen ſeinen Schreckniſſen.

Feſt und muthig ſtanden in der vorderſten Reihe Eduard Felſen und Eliſabeth Neumann. Die Kugeln der Feinde flogen von allen Seiten um ſie her. Sie ſtanden unerſchrocken. Felſen ertheilte ſeine Befehle. Eliſabeth zeigte, daß ſie aus früheren Tagen noch nicht vergeſſen hatte, mit dem Gewehre umzugehen.

Die volle Todesverachtung und der Eifer des Kampfes ſchienen über ſie gekommen zu ſein. Ihre Hände, ihre Wangen waren gebräunt von dem Pulverdampfe. Aber ihre Augen glänzten von einem wunderbaren Feuer.

Auch Felſens Augen glänzten von einem leuchtenderen Feuer, wenn er in die Augen des Mädchens blickte.

Auf einmal erbleichte jener Glanz in den Augen Eliſabeths Neumann. Sie ſah ſtarr, mit Entſetzen in die Straße hinein.

Die kämpfenden Truppen waren von dem Volke zurückgeworfen. Das Volk war vorgedrängt.

In vollem Galopp kam eine Abtheilung Huſaren auf die vordrängenden Reihen losgeſtürmt.

Das Volk zog ſich zurück.

Die Huſaren verfolgten es.

Der Offizier, der ſie kommandirte, feuerte die Soldaten an.

Voran, rief er. Hauet ein! Schießt ſie nieder! Laßt die Hufen der Pferde ſie zertreten!

Es war der Lieutenant von Alten, der ſo rief.

In der vorderſten Reihe ritt ein bleicher Soldat. Er hatte das Piſtol in der Hand; aber er hatte es noch nicht abgeſchoſſen.

Ihn erblickte Eliſabeth Neumann.

Sie verlies ihren Platz. Sie warf ſich in die Reihen des Volks. Sie durchbrach ſie.

Sie ſtand in der erſten Reihe; ſie ſtand unmittelbar vor den Pferden der Huſaren. Sie ſtand unmittelbar vor dem bleichen Huſaren.

Franz! rief ſie. Franz, Franz, was beginnſt Du?

Felſen war dem Mädchen gefolgt. Er hatte vergebens ſie zu erreichen, zurückzuhalten verſucht.

Endlich ſtand er an ihrer Seite.

Gebt Feuer! Gebt Feuer! ſchrie der Lieutenant von Alten.

Gib Feuer! flog er auf den bleichen, ſtarren Franz ein.

Franz, hierher! rief Eliſabeth Neumann.

Ich erſchieße Dich, wenn Du nicht Feuer gibſt! rief der Lieutenant von Alten.

Der Huſar hatte ſeine Sinne verloren.

Er drückte ſein Piſtol ab, blind, unbewußt.

Eliſabeth Neumann fiel. Die Kugel hatte ihre Bruſt getroffen.

Felſen fing ſie auf in ſeinen Armen.

Dem erſten Schuſſe folgte wildes Schießen zu beiden Seiten.

Eine zweite Kugel traf die Bruſt Felſens.

Er ſtürzte hin; mit ihm fiel das Mädchen, das er in ſeinen Armen hielt.

Der Kampf zog ſich in die Straße hinein.

Eliſabeth Neumann ſchlug die Augen auf.

Mit dem gebrochenen Blicke des Todes ſah ſie den ſterbenden Freund an ihrer Seite.

Wir ſterben, Felſen! ſagte ſie freudig.

Auch er öffnete das Auge.

Wir ſterben zuſammen, ſagte er.

Er ſuchte ihre Hand. Er drückte ſie in der ſeinigen.

Sie legte ſich näher an ſeine Bruſt.

So, ſo wollen wir ſterben, mein Freund!

Ja vereint; unſere Herzen gehörten ja ſchon längſt einander.

In Treue zu dem Volke!

Und zu uns, meine Geliebte!

Ihre Hände umſchlangen ſich feſter.

Ihre Augen lächelten einander noch zu, als die Nacht des Todes ſie umdunkelte.

Ein hoher Mann mit ſchneeweißem Haar ſchritt hinter den Barrikaden hervor.

Er trat an die beiden Leichen.

Seine Augen wurden feucht.

Er bückte ſich nieder zu den Leichen.

Mit rieſiger Kraft hob er ſie auf. Zuerſt die des Mädchens, dann die Felſens. Er legte ſie auf ſeine Schultern. Er bedurfte keiner fremden Hülfe dabei.

Das Volk kehrte von der Verfolgung der Huſaren zurück.

Das Revolutionsgeſpenſt! rieſen Hunderte bei dem Anblicke des alten Mannes mit den beiden Leichen.

Der Geigenfritz drehete ſich nach ihnen um.

Ihr nennt mich das Revolutionsgeſpenſt, ſagte er. Eure ganze Revolution war nur ein Geſpenſt, ein Schatten. Aber mit der Zeit der Geſpenſter iſt es vorbei. Ihr werdet kein Revolutiongeſpenſt mehr ſehen.

Er ſchritt davon, und verſchwand mit den Leichen.

Man hat den beiden erſten Abtheilungen dieſer „Bilder" den Vorwurf gemacht, daß ſie kein ſchulgerechtes Ende enthielten. Wir wollen für dieſe dritte Abtheilung einem ſolchen Vorwurfe wenigſtens inſofern zu begegnen ſuchen, daß wir noch kurz folgende hiſtoriſche Data nachtragen.

Daß das Volk in ſeinem Kampfe von den fürſtlichen Truppen beſiegt wurde, iſt bekannt. Wenige Tage nachher enthielt die Zeitung des Doktors Edmund die grauenvolle Mittheilung, daß die ſpurlos ver-

schwundene Generalin von Reuter unzweifelhaft von der stets auf Verbrechen sinnenden Demokratie aus Haß gegen den Adel und den Fürsten ermordet worden sei. Dasselbe versicherte die Zeitung einige Tage später in Betreff des gleichfalls plötzlich verschwundenen Herrn von Behr. Einige Wochen später stellte sich aber heraus, daß der Herr von Behr mit der Frau von Reuter in einem französischen Hafen sich nach Amerika eingeschifft habe. —

Der „constitutionelle" Graf Arensberg war im Frühjahre 1849 mit in Gotha. Den Gedanken, das Vaterland gegen den stets mehr hereinbrechenden Absolutismus zu retten, hat er nie aufgegeben. In neuester Zeit hat er, um ihn zu verwirklichen, sich mit der am Hofe sehr an Einfluß gewinnenden Fräulein Amalie von Brunek verlobt.

Was aus dem armen Franz geworden, hat man nicht erfahren können. Ein Gerücht sagt, er sei wahnsinnig geworden.

Den alten Geigenfritz, das Revolutionsgespenst, hat Niemand wiedergesehen.

Ende des dritten Theils.

Bremen.
Druck von F. C. Dubbers.